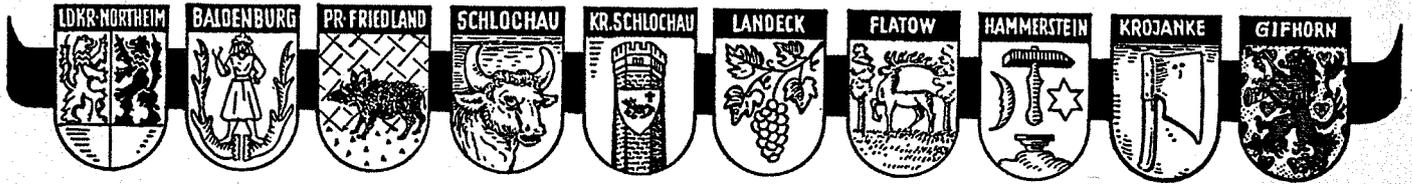


Neues Schlochauer und Flatower Kreisblatt



17. Jahrgang

Bonn, 27. Juni 1969

Nummer 6 (198)

8. Schlochauer Heimatkreistreffen zu Pfingsten 1969 in Northeim

Bereits am Freitag trafen die ersten Landsleute ein — Das Pfingstwetter war gut bis mäßig gut — Fahrt durch den frühlingsmäßigen Landkreis — Rund 500 Teilnehmer am Pfingstsonntag — Vielen wurde der Abschied am Pfingstmontag schwer — Ausklang

Das Schlochauer Heimatkreistreffen 1969 gehört der Vergangenheit an. Alle diejenigen, welche gekommen waren, werden sich gern der fröhlichen und besinnlichen Stunden im Kreise ihrer Heimatfreunde erinnern und daraus Mut für die nächsten Jahre schöpfen. Viele waren zum ersten Male gekommen. Bereits am Freitag sammelten sich die bereits eingetroffenen Schlochauer an einem runden Tisch im „Deutschen Haus“. Am frühen Nachmittag des Sonnabends reisten etwa 70 Landsleute — so viele waren es nun bereits geworden — durch den im Frühlingsgrün stehenden Kreis Northeim. Bei dieser Fahrt, die in zwei Reisebussen unternommen wurde, sah man besonders viele Jugendliche. Fast vier Stunden lang fuhr man durch die Wälder des Sollings, rastete in einem Ort mit dem wohlklingenden Namen „Silberborn“, erblickte aus einiger Entfernung nahe der Ortschaft Neuhaus die auf saftigen Weiden grasenden Trakehner Pferde des ehemals ostpreussischen Gestüts und durchfuhr die Straßen der zum Kreise Northeim gehörenden Stadt Uslar. Weiter ging es dann über Adelebsen, Hardeggen und Moringen nach Northeim zurück.

Gegen Abend des gleichen Tages legten am Ehrenmal der Stadt Northeim, in welchem sich die Ehrentafel für alle im 2. Kriege gefallenen, verschleppten und auf der Flucht verstorbenen Angehörigen des Kreises Schlochau befindet, der Heimatkreisausschussvorsitzende, sein Stellvertreter sowie der Heimatkreisbearbeiter einen Kranz nieder.

Das Beisammensein im Großen Saale des „Deutschen Hauses“ vereinigte dann am Abend weit über 300 Landsleute bei den Klängen einer Musikkapelle. Darbietungen einer Northeimer Ballettschule fanden den Beifall der Schlochauer durch nicht endenwollenden Applaus. Viel zu früh, wie es schien, endete dieser fröhliche Abend des Wiedersehens. Man befand sich ganz unter dem Eindruck der Freude, wenn man immer wieder hörte, daß Veranstaltungen dieser Art nicht nur alle zwei Jahre, sondern in jedem Jahre einmal durchgeführt werden sollten.

Der Pfingstsonntag begann mit dem Kirchgang beider Konfessionen. Die Geistlichen wiesen in ihren Predigten auf das Heimattreffen der Schlochauer hin.

Die „Festliche Stunde der Besinnung“ in der Aula des Corviniums, eines Jungengymnasiums, begann mit einer Orgelmusik Johann Sebastian Bachs. In seinen Begrüßungsworten betonte der Northeimer Landrat Gehrke, daß man es doch endlich einsehen müsse, daß diejenigen, die ihrer alten Heimat gedenken, niemals daran dächten, diese Gebiete auf kriegerische Weise zurückerobern zu wollen. Die Liebe zu ihrer Heimat würde bei den Vertriebenen niemals aufhören. Es müsse ein „Europa von morgen“ erstehen.

„Wer seine Heimat liebe, achte auch die Vaterländer der anderen“, erklärte der Bürgermeister der Stadt Northeim, Teuteberg. Er überbrachte die Grüße der Verwaltung und des Rates der Stadt. Wer die Heimat nicht aufgeben werde sie auch nicht verlieren, denn schließlich könne man doch wohl nicht behaupten, es handele sich um eine Realpolitik seit der Zeit der Annektion deutschen Landes durch die Polen, wenn man über die 800jährige deutsche Geschichte dieses Landes heute kein Wort mehr verliere.

In seinem anschließenden Festvortrag führte der Hauptredner, unser pommerscher Landsmann und Vorsitzender der Pommerischen Landsmannschaft Hessen, Franz Rendel, der zusammen mit

seiner Ehefrau, der Leiterin der pommerschen Frauengruppe innerhalb der Bundesführung der PL, erschienen war, aus:

Im Namen aller Schlochauer glaube ich zu sprechen, wenn ich unsere Gedanken in dieser Stunde über Stacheldraht und Minenfelder, über eine umstrittene „Friedensgrenze“ hinweg hinführe zu der heutigen Stadt Schlochau und ihr unsere Grüße entbiete, — ihr und den Menschen, die heute dort leben. Diese Menschen sollen wissen: Wir hassen sie nicht, wir wollen ihnen keine Gewalt antun! Wir sind keine Revanchisten, die sich rächen wollen! Sie sollen aber auch wissen: Der Rechtsstreit, der zwischen den vertriebenen deutschen Bürgern der Stadt und des Kreises Schlochau und deren inzwischen dort angesiedelten polnischen Bewohnern besteht, ist noch nicht ausgetragen. Er kann und darf nicht durch einseitige, auf Gewalt beruhende Entscheidung sein Ende finden. Er kann nur durch freie Vereinbarung zwischen Vertragspartnern beendet werden, die in ihren im übrigen freien Entscheidungen nur durch das Recht gebunden sind. Wir meinen es ernst mit dieser Aussage, sehr ernst — und sehr ehrlich! Und wenn wir heute von diesem Patenkreis Schlochau, von Northeim aus, die heutigen Einwohner Schlochaus grüßen, so geschieht dies in der Hoffnung und in der Zuversicht, daß auch bei ihnen einmal die Einsicht geweckt werde, daß das Recht auf die Dauer ein stärkerer Pfeiler für Frieden und Sicherheit und Freiheit und für nachbarliche Freundschaft unter den Völkern ist als das Beharren auf einer Gewaltlösung. —

Wenn wir in diesem Zusammenhang vom Recht sprechen, so meinen wir vor allem die elementaren Grundsätze des Völkerrechts, das Recht auf Selbstbestimmung, das Recht auf Freizügigkeit, das Recht der Minderheiten, dem besonders in einem Grenzkreis wie Schlochau erhöhte Bedeutung zukommt! Wir meinen aber auch das Recht des einzelnen, an seinem angestammten und rechtlich begründeten Wohnort zu leben, zu arbeiten, Eigentum zu erwerben und des Schutzes dieses Eigentums sicher zu sein! —

Gerade im Rahmen eines solchen Patenschaftstreffens erscheint es nützlich, einmal zurückzublicken und — aus dem größeren zeitlichen Abstand heraus — neue Perspektiven für den Gedanken der Patenschaft zu gewinnen.

Fast ein Vierteljahrhundert ist es jetzt her, seit Millionen Deutscher, seit die Bevölkerungen ganzer Provinzen und Städte, Haus und Hof verlassen mußten, gezwungen durch die Willkür des Siegers nach einem unseligen Krieg.

Diese Vertreibung zeitigte in den ersten Nachkriegsjahren erbarmungslose Folgen.

Im sicheren Bereich der damaligen Besatzungszonen der Westmächte, der heutigen Bundesrepublik, angekommen, hatten sich die Vertriebenen mit einer fremden Umwelt auseinanderzusetzen und sich in ihr zurechtzufinden. Und sie wurden von dieser fremden Umwelt keineswegs immer mit Freuden aufgenommen. Wen sollte das wundern? Auch die westdeutsche Bevölkerung hatte ja unsäglich gelitten: Aus zerbombten Städten war sie evakuiert, — die im Kriegsdienst stehenden Männer großenteils — wenigstens vorübergehend — verschollen, vielfach in Gefangenschaft. Industrie und Handel lagen darnieder. Es fehlte am Nötigsten zum Leben, — seien es Nahrungsmittel, seien es Gebrauchsgegenstände. Und nun galt es, das Wenige noch zu

teilen, zu teilen mit einem Heer von „Habenichtsen“, von „Landfremden“, die auch noch ihren Anteil am Wohnraum beanspruchten!

Es war menschlich, nur allzu menschlich, daß die einheimische Bevölkerung in dieser Zeit, da die allgemein anerkannte Parole „jeder ist sich selbst der Nächste“ lautete, nicht ihre Nächstenliebe in vollem Maße den Vertriebenen zukommen ließ.

Der Gerechtigkeit halber aber sei festgestellt: Wenn jeder Vertriebene über Erinnerungen an besondere Hartherzigkeit aus jener Zeit verfügt, so stehen dem in den allermeisten Fällen auch in der gleichen Zahl — oder noch mehr — Erinnerungen an Taten bemerkenswerter Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe gegenüber!

Für solche Betrachtungen freilich war damals, vor 24 Jahren, kein Raum! Für die Vertriebenen hieß es: arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten! Nun, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit war wohl niemals arbeitsscheu, aber wohl kaum jemals ging die Arbeitsleistung in gleichem Maße neben einer gesellschaftlichen und beruflichen Umschichtung einher wie in jenen Jahren. Dabei bedeutete die gesellschaftliche Umschichtung in der Regel eine Degradierung innerhalb der gesellschaftlichen Rangordnung. **Und die ist trotz aller anerkennenswerten Bemühungen der Bundesrepublik um Eingliederung bis heute noch nicht gänzlich behoben.**

Noch ein weiteres Merkmal jener Zeit, das sich bis in unsere Tage fortgesetzt hat und dessen Erlöschen auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, muß erwähnt werden: die **harte räumliche Trennung von Menschen**, die sich zusammengehörig fühlen, — sei es als Familie, sei es als Freundeskreis, sei es als Bürgerschaft eines Dorfes, einer Stadt! Nicht genug damit, daß ihre verschiedenen Gruppierungen hier in der Bundesrepublik aufgelöst sind und die einzelnen Glieder — als Einzelwesen — jeder für sich in einer anderen Umwelt leben, hindert auch noch eine **unmenschliche Grenzziehung mitten durch Deutschland** die gelegentliche persönliche Fühlungsnahe, das gelegentliche Wiedersehen in einer Weise, die vom ganzen europäischen Abendland als Schmach empfunden werden sollte!

Daß die Vertriebenen, soweit sie überhaupt den Vorgang der Vertreibung physisch überlebten, ihn auch seelisch meisterten, das ist — so meine ich — ein echtes Wunder unserer jüngsten Geschichte. **Das Wunderbarste dabei aber ist, daß sie trotz aller Drangsal und bitteren Not, trotz des allmählich sich vollziehenden Anschlusses an die moderne Zeit mit ihren unerhörten technischen Errungenschaften der Nachkriegszeit, trotz des Anschlusses auch an den Wohlstand in der Bundesrepublik, die Heimat nicht vergessen und das Heimweh nicht verlernt haben!**

Zugegeben, auch unter uns Pommern, auch unter den Schlochauern sicherlich, gibt es mehr als genug Menschen, die — scheinbar frei von solchen Regungen — vorgeben, die Heimat endgültig abgeschrieben zu haben und die Situation, wie sie geworden ist, in vollem Umfange zu bejahen. Aber die große Zungenfertigkeit, mit der gerade diese Leute — gefragt oder ungefragt — ihren Standpunkt zu rechtfertigen und andere davon zu überzeugen bemüht sind, läßt sie verdächtig erscheinen, — verdächtig nämlich, daß auch sie den Verlust der Heimat bitter empfinden, aber nicht — oder nicht mehr — die seelische Kraft aufbringen, nun erst recht für die Heimat zu kämpfen!

Die große Masse der Vertriebenen, gleich welcher provinziellen Herkunft, hat sich die Liebe zur Heimat bewahrt und hat sich Organisationen geschaffen, in denen und durch die sie ihre Bindung zur Heimat und ihr Eintreten für die Heimat zur Tat werden lassen kann. Obwohl auch das für den einzelnen keineswegs immer vorteilhaft ist!

Der **Einzelne**, ob als Pommer, als Sudetendeutscher, als Schlesier oder Ostpreuße könnte leichter in der neuen Umwelt aufgehen und von ihr aufgenommen werden, wenn er darauf verzichten würde, seinen landsmannschaftlichen und seinen Vertriebenenstatus durch das Bekenntnis zu einer entsprechenden Organisation zu betonen. Mit unserem Verband, mit unseren Landsmannschaften aber bilden wir einen Plural in unserer pluralistischen Gesellschaft, der selbstverständlich die übrigen diese Gesellschaft tragenden Verbände weltanschaulicher, politischer, kirchlicher, kultureller, sozialer oder sonstwie geariteter Prägung auf den Plan ruft und zur ständigen kritischen Auseinandersetzung herausfordert, zu einer Kritik, die auch jeden einzelnen von uns einschließt. Ebenso selbstverständlich ist es, daß auch die Massenmedien unserer Zeit, daß insbesondere Funk und Fernsehen sich zum Sprachrohr solcher kritischen Beurteilung machen. Unverständlich aber ist es, daß dies kritische Urteil so häufig ohne Sachkenntnis und — was noch schmerzlicher ist — ohne Kenntnis von dem eigentlichen Willen der Vertriebenenverbände und von ihren politischen Vorstellungen erfolgt.

Man unterstellt uns, wir gefährdeten den Frieden, weil wir unser Recht auf unser Land nicht preisgeben wollen. — Glauben unsere Kritiker wirklich, dem Frieden zu dienen, indem sie das **Recht** preisgeben?

Man unterstellt uns, wir wollten durch eine neue Vertreibung unser Land zunächst leerfegen, bevor wir es wieder in Besitz nehmen!

Kaum einer unserer „Gegner“ hat sich je die Mühe und Zeit genommen, sich davon zu überzeugen, daß seit Jahr und Tag in den Landsmannschaften Überlegungen angestellt und konkrete Vorstellungen entwickelt werden, wie durch eine neue, auf geschriebenem oder ungeschriebenem Menschenrecht beruhende, echte Friedensordnung in den umstrittenen Gebieten, die wir unsere Heimat nennen, ein friedliches Neben- und Miteinander herbeigeführt werden kann, das Minderheiten ihre vollen Rechte garantiert und jedem einzelnen die volle Entfaltung seiner Persönlichkeit ermöglicht.

Man nennt uns Illusionisten und Phantasten — in diesen Vorwurf werden im übrigen auch diejenigen eingeschlossen, die dem Ulbricht-Staat **keinen Ewigkeitswert** beimessen! — Warum? Weil eine der stärksten Triebkräfte für unser politisches Wollen unsere Liebe zur Heimat, unsere Treue dem deutschen Volk und Vaterland gegenüber ist!

Nun, ich habe vorhin den Leidensweg der Vertriebenen darzustellen versucht. **Glaubt man wirklich, daß Menschen, die so hart mit einem grausamen Schicksal konfrontiert wurden, nicht gelernt hätten, sehr real und sehr nüchtern zu denken?** Über-sieht man andererseits, daß die dem Menschen gegebenen seelischen Kräfte — seien sie Liebe oder Haß — zu den härtesten Realitäten im menschlichen Zusammenleben überhaupt gehören?

Nicht die Rassenkrawalle in den USA z. B. sind die eigentliche Realität in diesem Lande, — sie sind vielmehr eine Folge der Realität des Hasses in den Herzen der Menschen!

Und — um ein ganz anderes zeitnahe Beispiel zu nennen: erst der tief im Menschenherzen verwurzelte Forschungstrieb ließ den Flug zum Mond zur Realität werden.

Deshalb sage ich: **der Politiker ist schlecht beraten**, der die Empfindungen der Herzen in seinem Volke nicht in sein politisches Kalkül als Realität einbezieht.

Und schlecht beraten sind diejenigen, die sich über die Herzen der ihre Heimat liebenden ostdeutschen Vertriebenen und der mitteldeutschen Flüchtlinge hinweg zu einer Anerkennung des status quo und zu einem Verzicht auf deutsches Land bequemen. Und schlecht beraten ist auch der, der von einem freien, starken, gesunden Europa träumt und doch nicht genug Phantasie aufbringt, sich Wege zur Abtragung der Mitteleuropa und seine Völker trennenden, schwer bewehrten Grenzen vorzustellen, es sei denn durch Anerkennung willkürlicher Gewalt.

Wir stehen oft fassungslos vor der erschütternden Tatsache, daß Tag für Tag von einzelnen Meinungsmachern wie von Gruppen unserer pluralistischen Gesellschaft Verzichtserklärungen und Grenzanerkennungen ausgesprochen werden. Wir sind davon umso stärker betroffen, als wir wissen, daß ohne geistiges und seelisches Zusammenwirken aller Deutschen — denn sie alle sind betroffen — eine Überwindung des status quo — der Teilung Deutschlands und der Abtrennung seiner Ostgebiete — ausgeschlossen ist.

In dieser so ausweglos scheinenden Situation können die Patenschaften westdeutscher Städte und Kreise Ansatzpunkte sein, von denen aus ein Umdenkungsprozeß in der westdeutschen Bevölkerung eingeleitet werden könnte. Und die Pommer-sche Landsmannschaft ist glücklich, daß sie für alle pommerschen Städte und Kreise Patenschaften gefunden hat, — so wie hier für Schlochau in Northeim!

Hier treffen überschaubare Elemente unserer pluralistischen Gesellschaft aufeinander. Da ist auf der einen Seite eine Bürgerschaft ohne Stadt oder Kreis, Menschen, die sich gegenseitig kennen, die einmal Mitbürger waren, und die noch heute durch die Verantwortung für ihre Stadt geeint sind. Sie sind lebende Zeugen einstmaliger gemeinsamer kommunalpolitischer Arbeit und ihrer Erfolge. Sie sind lebende Zeugen für den unlösbaren Zusammenhang zwischen dem Bürger und seiner Bürger-gemeinde. Sie haben — wie zu Hause — ihre Gemeindevertretung gewählt und sie mit der Wahrnehmung all' der Aufgaben betraut, die notwendig sind, um die Gemeinde und den Zusammenhang der Gemeinde mit ihrer Stadt oder ihrem Kreis zu erhalten.

Demgegenüber steht der Patenkreis oder die Patenstadt mit einer Bürgerschaft, die in der glücklichen Lage ist, ihren Bürgersinn unmittelbar im Dienst an ihrem Gemeinwesen, ihrer Stadt oder ihrem Kreis, wirksam werden zu lassen. Und diese Bürgerschaft hat durch die Patenschaft bekundet, daß sie für die Belange des Patenkindes Verständnis aufzubringen bereit ist, daß sie also mindestens bereit ist, anzuhören!

Mit zwei Gruppen von Menschen also haben wir es zu tun — zahlenmäßig überschaubaren Gruppen —, so daß es durchaus möglich ist, sie miteinander in das persönliche Gespräch von Mensch zu Mensch zu bringen. Und darauf meine ich — kommt es entscheidend an. Die Patenschaft darf sich nicht darin erschöpfen, Vereinbarung der Führungsgremien beider Seiten zu sein. Sie darf ihre Aufgabe nicht nur darin sehen, durch im Haushalt der Patenstadt ausgewiesene Beträge Erinnerung an die verlorene Heimat zu pflegen, museale Heimatstuben einzurichten, Hilfe für einzelne Angehörige der Vertriebenengemeinde caritativer oder sozialer Art zu leisten oder schließlich jährliche Heimattreffen auszurichten. Die Patenschaft muß sich fortsetzen und vollenden in dem menschlichen Vertrauensverhältnis der Einzelmenschen — und zwar der Einzelmenschen ohne besonderen Rang und besondere Funktion — beider Seiten in einer größtmöglichen Vielzahl. Nur auf diese Weise haben die Glieder der Patengemeinde die Möglichkeit zu einer echten, unpathetischen Selbstdarstellung in breitem Rahmen. Nur so können sie sich in ihrem Fühlen, Denken und Wollen begreiflich machen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Wege aufzuzeigen, die zu einer solchen Vertiefung und Vermenschlichung des Patenschaftsverhältnisses führen können. Es gibt deren genug. Und ich bin überzeugt, daß die Gemeinde der Vertriebenen dabei nicht auf die Rolle des Nehmenden beschränkt ist. Auch sie hat zu geben. Und ich halte es für eine der wichtigsten und dringlichsten Aufgaben der pommerschen Heimatkreise, sehr ernsthaft darüber nachzudenken, wie sie dieses Geben — das nicht in materiellen Gütern bestehen muß und auch kaum bestehen kann — praktisch vollziehen können. Eine solcherart vertiefte und verinnerlichte Patenschaft läßt dann auch Raum für das politische Gespräch von Mann zu Mann. Und aus solchem Gespräch wiederum kann und wird das Verständnis für

die Not des gemeinsamen Vaterlandes und die Erkenntnis für die Wege, die aus dieser Not herausführen, wachsen und zum Gemeingut aller Deutschen werden.

Die Patenschaften wurden begründet aus einem schönen Geist des Helfenwollens seitens der westdeutschen Patengemeinden. Die Not der in Betreuung genommenen ist nicht oder nicht mehr in erster Linie eine leibliche Not. Diese Not ist vielmehr politischer Art. Es ist das Gefühl verletzter Menschenwürde, verletzt zunächst durch die Austreibung selbst, immer wieder aber mit Füßen getreten durch die Verständnislosigkeit der doch auch deutschen Umwelt, die so häufig und so leichtfertig mit den Belangen der Vertriebenen zugleich die Belange Deutschlands und darüber hinaus der freien Welt preisgibt.

Gerade und in erster Linie in dieser Not bedürfen die Vertriebenen mehr denn je der hilfreichen Hand ihrer westdeutschen Landsleute!

Die Patenschaften — so meine ich — sind ein geeigneter Weg, solche Hilfe zu leisten! —“

In seinem Schlußwort dankte Heimatkreisaußschußvorsitzender Joachim v. Münchow dem Patenkreis Northeim sehr herzlich und aufrichtig und meinte: „Wir Schlochauer wollen hier nicht nur herkommen, um uns wiederzusehen, sondern uns auch mit den Sorgen und Nöten unseres Patenkreises beschäftigen. Wir wünschen alles Gute für die Erhaltung des Landkreises Northeim, unseres lieben Patenkreises. In diesem Sinne dürfen wir uns bei Ihnen allen sehr herzlich bedanken.“

Umrahmt wurde die Feierstunde von Konzerteinlagen der beiden jungen Northeimer Solisten Lothar Rückert und Manfred Deppe. Ihnen wurden von Fräulein Gertrud Mogk Blumensträuße überreicht. Unsere Schlochauerin Frau Gertrud Bliesener geb. Weise, sprach Worte von Ernst Moritz Arndt.



Bilder von der Feierstunde am Pfingstsonntag. 1. Bild: Herr Kreisdirektor Senger, Heimatkreisaußschußvorsitzender v. Münchow, Bürgermeister Teuteberg, Landrat Gehrke und Gattin. Unten: Kreisjugendpfleger Hasse, Heimatkreisbearbeiter Karl Wendtland, Frau Rendel, Leiterin des Frauenreferats in der Bundesführung der Pommerschen Landsmannschaft und Ldsm. Franz Rendel, Vorsitzender der PL, Landesgruppe Hessen

Fotos: Erich Haberkamm, Pressefotograf, Northeim

Die am späten Vormittag stattfindenden Wahlen zum Heimatkreisausschuß im „Deutschen Hause“ ergaben einstimmig die Wiederwahl aller Mitglieder des Heimatkreisausschusses. Als neues Mitglied wurde Ldsm. Paul Flatau/Osnabrück in seinem Amt bestätigt.

Ein gemütliches Beisammensein im großen Saal des „Deutschen Hauses“ vereinte noch einmal die Erschienenen, bis die Stunde des Abschieds im Laufe des späten Nachmittages für die meisten schlug. Am Abend dieses 1. Festtages saß der eingangs geschilderte „Runde Tisch“ wieder beisammen und gedachte der Vergänglichkeit so froher Stunden. Das Wetter, welches so festtäglich gewesen war, schien sich verschlechtern zu wollen. Und wirklich: am zweiten Feiertag jagte ein Regenschauer den anderen, die allerletzten noch im Hotel festhaltend. Und dann führen auch sie wieder in den Alltag hinein.

Die Heimatkreisausschußsitzung am Sonnabend, dem 24. Mai, an der vom Patenkreis Northeim Herr Landrat Gehrke, Herr Kreisdirektor Senger und Herr Kreisjugendpfleger Hasse teilnahmen, ergab volle Übereinstimmung in den einzelnen Punkten. In Anbetracht seiner Verdienste um die Schlochauer Belange wurde Herr Oberkreisdirektor Sauerwein durch die Verleihung der Pommerschen Ehrennadel in Silber ausgezeichnet. Im Anschluß daran überreichte Herr Landrat Gehrke unserem Heimatkreisbearbeiter Karl Wendtlandt anläßlich seines 70. Geburtstages einen in Leinen gebundenen stattlichen Bildband über den Kreis Northeim. Man erfuhr außerdem, daß die Arbeiten an einem herauszugebenden Heimatbuch des Kreises Schlochau voranschreiten und daß ein eigener Bildband über unseren Heimatkreis wegen Mangel an guten Aufnahmen nicht erscheinen könne.

Turnerfamilie Schlochau

Liebe Turnschwwestern und Turnbrüder!

Das Heimattreffen in Northeim ist bei sonnigem Pfingstwetter harmonisch zu Ende gegangen. Ich möchte allen Turnfreunden, die meinem Ruf gefolgt sind, für ihr Kommen herzlich danken. Wenn es auch nicht viele waren, so glaube ich doch, daß diese Wenigen es nicht bereuen, sich auf den beschwerlichen Weg nach Northeim gemacht zu haben. Und sie werden nächstes Mal wieder dabei sein! Schön war auch die vom Patenkreis organisierte Busfahrt am Sonnabendnachmittag durch den schönen Kreis Northeim und den Solling.

Am Heimattreffen haben folgende Turner und Turnerinnen teilgenommen: Edith Lieske geb. Sauer; Charlotte Bliessener geb. Weise; Paul und Elfriede Dziomba geb. Borck; Gertrud Schmidt geb. Holz; Paul Sanders (Sawatzki); Hans Doering; Paul Gurtzig und Familie, Erich Gast; Karl Wendtlandt; Hans Hahlweg und Tochter Arnhild Stobäus (letztere aus der früh. Kinderabteilung).

Als verhindert meldeten sich: Otto Schmidt; Walter Sommerfeld und Willy Reichau — Pr. Friedland. Letztere und alle Obengenannten grüßen alle anderen Turnfreunde, die nicht kommen konnten oder aber sich nicht gemeldet haben, und sprechen die dringende Bitte und Hoffnung aus, daß sich nächstes Mal weitere Turnfreunde aufrufen und das Treffen besuchen. Es dürfte in zwei Jahren stattfinden.

Mit herzlichen Heimatgrüßen und „Gut Heil!“
Hans Hahlweg

Nebenbei bemerkt:

Eine Pressekonferenz der Schlochauer mit den Vertretern der drei Northeimer Tageszeitungen am 2. Feiertag verlief teilweise sehr heiter. Man versprach, sich gegenseitig künftig mehr Nachrichten zuzuschicken, damit das Verhältnis der Northeimer Bevölkerung zu den Schlochauern noch inniger werde.

Zwei jugendliche Schlochauer fingen während der Kaffeepause auf der „Sollingtour“ am Sonnabendnachmittag ein Wildkaninchen. Ob der Herbergsvater in der Adolf-Galland-Jugendherberge es ihnen abends wohl noch gebraten hat?

Landsmann Paul Teske aus der „Flensburger Gegend“ und alter Baldenburger riß einige junge Mädchen am Tanzabend zu einer Beifallskundgebung hin, als er mit einer Bärenruhe meinte: „Das muß hier noch viel gemütlicher werden!“ Er bestellte aber auch zwei Lagen eines sehr feinen Likörs.

„Heini“ Weiske, ehemaliger Spitzensportler der Grenzmark, klopfte jedem seiner alten Bekannten aus der Wiedersehensfreude heraus so heftig auf die Schulter, daß der „Beklopfte“ in die Knie sank. Meinte einer der Geschädigten: „Mensch, Heini, bist Du immer noch so stark im Geben?“

Die Buchdruckerei Emil Golz in Schlochau vertrat unser Heimatfreund Georg Kulzinger. Zusammen mit seiner Ehefrau war er per Anhalter nach Northeim gekommen, um am Heimattreffen teilzunehmen. Er lud seine alten Kollegen in der Wiedersehensfreude zu einem kostenlosen Aufenthalt in Ostseennähe, wo er heute seinen Wohnsitz hat, ein.

Lehrgang der Schlochauer Jugend in Northeim

Über Pfingsten wurde in Northeim, dem Patenkreis des Kreises Schlochau, ein Lehrgang für die Jugend durchgeführt. Der Lehrgang war mit über 20 Teilnehmern, die entweder noch selbst oder aber ihre Eltern aus dem Kreis Schlochau stammen, gut besucht. Die Jugendlichen waren im Jugendheim der Stadt Northeim untergebracht und fühlten sich sehr wohl.

Der Leiter des Lehrgangs, Joachim Wendt, früher Lichtenhagen, konnte als Referenten Herrn Dietrich Czirniok, Sprecher der Jugend in der pommerschen Landsmannschaft, mit dem Thema

„Die deutsche Frage als europäische Frage“

gewinnen. Der Vortrag gab einen geschichtlichen Abriss zwischen Polen und Deutschland ab dem 1. Weltkrieg, setzte sich dann mit den Beziehungen zwischen Ost und West auseinander und führte über die Angleichung der Machtblöcke zu einer Lösung, die Gebiete östlich der Oder-Neiße zu „europäisieren“, in denen die beiden Völker friedlich nebeneinander leben könnten. In der sich anschließenden Diskussion wurden auch Wege und Möglichkeiten der Eigentumsverhältnisse erörtert.

Am nächsten Tag, Pfingstmontag, referierte Herr Karl Klünder, Vorsitzender der DJO Hamburg, über die Arbeit der DJO. Hierzu konnten auch Gäste der Northeimer Landjugend begrüßt werden. Die Landjugend zeigte sich für die Probleme der Schlochauer Jugend sehr interessiert.

Da unsere Jugend heute über das ganze Bundesgebiet und West-Berlin verteilt lebt, wurde mit Tanz, Film, Musik und Gesellschaftsspielen Zeit und Gelegenheit gegeben, sich kennenzulernen und schon bestehende Freundschaften zu vertiefen.

In Vorfreude und Hoffnung auf ein gelungenes Treffen im nächsten Jahr trennten sich die Teilnehmer.

400000 Besucher in der Marienburg erwartet

Die „Gazeta Poznanska“ wirbt in ihrer Ausgabe vom 2. Juni für den Besuch der Marienburg: „Mit Beginn der diesjährigen Touristensaison hat der Besucherstrom auch in Marienburg begonnen. Es wird in diesem Jahr mit 400 000 Touristen gerechnet. Die Marienburg (bekanntlich ist das deutsche Bauwerk als Hochmeistersitz des Deutschen Rittersordens von den Polen wieder naturgetreu restauriert) ist auch das größte und einzige mittelalterliche Bauwerk in Nordeuropa. Die Besichtigung wird etwa 4 Stunden dauern, da verschiedene Ausstellungen dort untergebracht sind, wie die Bernsteinverarbeitung aus Danzig, der polnische Freiheitskampf über Hitlerdeutschland und Herstellung und Export der Porzellanindustrie. Zur Benutzung für die Touristen stehen Parkplätze, Restaurants, Kiosks und Übernachtungsheime zur Verfügung.“

„Glumen“ bei der Industrieausstellung in Moskau

In ihrer Ausgabe vom 10. Juni berichtet die Posener Zeitung: „Im Juni und Juli wird in Moskau eine große polnische Industrieausstellung stattfinden, in der u. a. auch die Schneidemühler Glühbirnenfabrik ihre neuesten Modelle und Maschinen zur Herstellung ihrer Fabrikate ausstellen wird. Man verspricht sich bei „Glumen“ ein gutes Exportgeschäft.“

Motel in alten Waggons

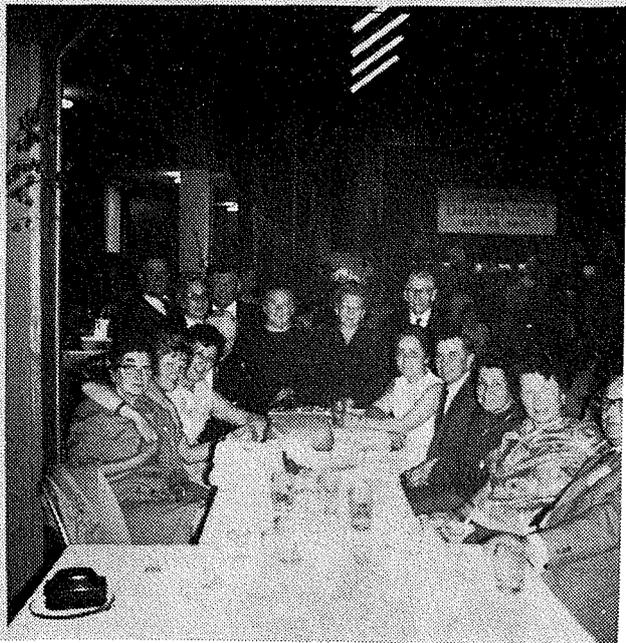
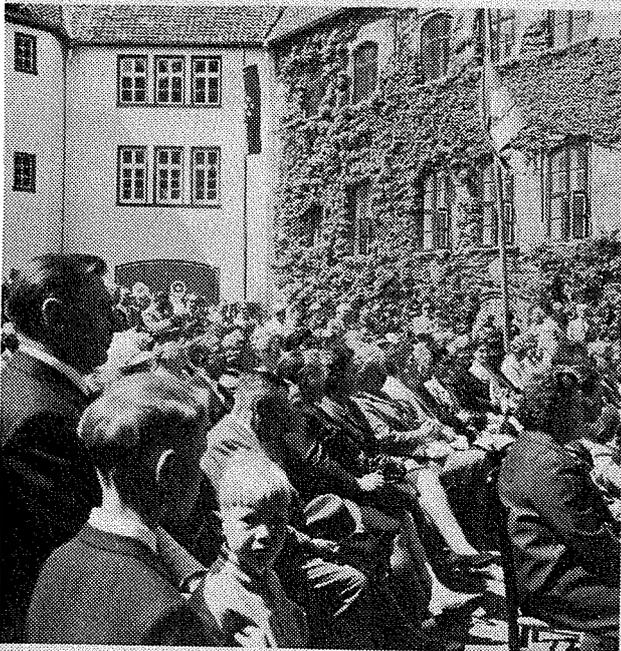
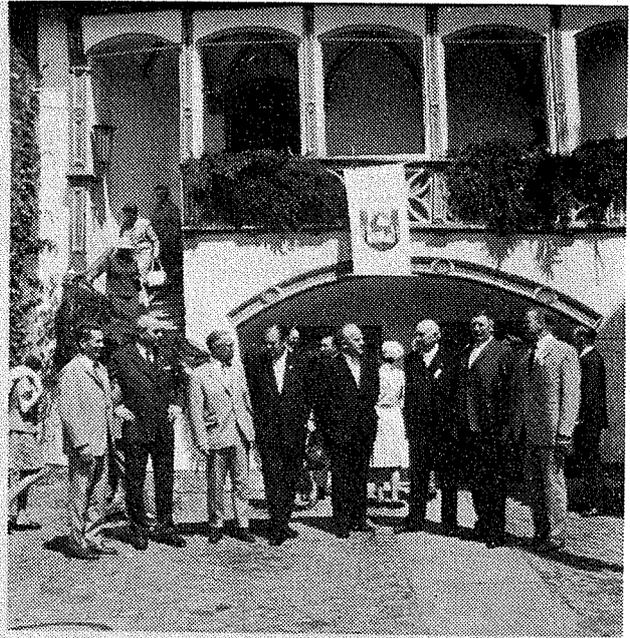
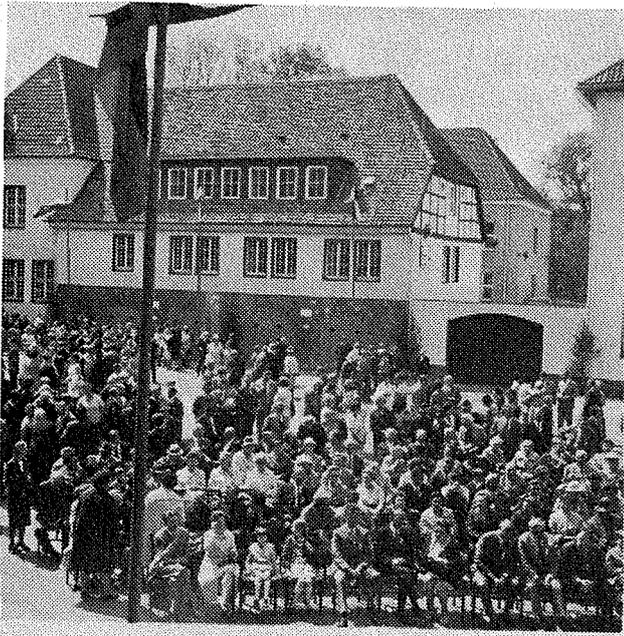
Stettin — Ein Motel, dessen Fremdenzimmer in ausrangierten Eisenbahnwaggons eingerichtet sein werden, soll in Stettin-Altstadt entstehen, schreibt die Zeitung „Glos Szczecinski“. Neben den auf einem toten Gleis abgestellten Waggons wolle man eine „Auto-Service-Station“ und ein Café errichten. Dieses neue Touristenobjekt plane, im kommenden Jahr (1970) zu eröffnen.

Kolberg — Als „bestes Kurbad des Jahres 1968“ wurde das Ostseebad Kolberg ausgezeichnet, meldet die Zeitung „Slowo Polskie“.

Allenstein — Ende 1973 werde Allenstein 100 000 Einwohner zählen, schreibt „Glos Olsztynski“. Gegenwärtig wohnen in der Stadt rund 84 000 Menschen. (1939 zählte Allenstein 50 396 Einwohner).

Zur Bildseite rechts:

1. Reihe: Blick auf den Schloßhof, wo sich die Flatower gerade zur Gedenkfeier sammeln. — Nach der Gedenkfeier. Von links nach rechts: Zwei Heimatfreunde aus dem Kreise Flatow; Ldsm. Bahr; HK-Ausschußvorsitzender Braun; Ldsm. Wilke, der letzte kom. Landrat von Flatow; Heimatkreisbearbeiter v. Wilkens; Landrat Warnecke und Kreisjugendpfleger Schaub.
2. Reihe: Während der Gedenkfeier auf dem Schloßhof. — Der Tisch mit den Lankenern im Schützensaal.
3. Reihe: Heimatfreunde aus Lanken, Kölpin und Linde vor dem Eingang zum Schloßhof. — Der Tisch mit den Kölpinern.



Mehr als 1000 Flatower kamen zum 8. Heimattreffen in ihre Patenstadt Gifhorn

Ein Grenzschicksal verbindet - 14 Jahre Patenschaft Gifhorn-Flatow

Das Bild pfingstlicher Freude und Festlichkeit in der Kreisstadt Gifhorn, dem Patenkreise der Bewohner des westpreußisch-pommerschen Grenzkreises Flatow, wurde auch in diesem Jahre weitgehend geprägt von den mehr als 1000 Flatowern, die zu ihrem 8. Heimattreffen aus allen Teilen der Bundesrepublik, aus Berlin und auch aus der Zone in ihre Patenstadt gekommen waren, um einander wiederzubegegnen, tief im Herzen das Heimweh und die Liebe zu ihrem schönen Flatower Land.

Auftakt des Treffens war die Tagung des Heimatarbeitskreises im Roten Sitzungssaal der Kreisverwaltung, an der seitens der Flatower der Heimatkreisbearbeiter von Wilckens (Lübeck), Heimatkreisausschufvorsitzender Braun (Uelzen) und weitere Vorstandsmitglieder, darunter auch Bundesvorstandsmitglied Bahr (Berlin-Charlottenburg), sowie als Vertreter des gastgebenden Landkreises Gifhorn Landrat Warnecke, Kreisdirektor Röhke, der Organisator des Heimattreffens Schaub mit seinen Mitarbeitern Möhle und Momberg, Beigeordneter Gatz (CDU) und die Vertreter der Kreistagsfraktionen Meyer (CDU), Thomas (SPD), Bormann (FDP), Schlifski als Mitglied des Flüchtlingsausschusses und als prominentester Gast Philipp von Bismarck, der Landesvorsitzende und Vertreter der Bundesleitung der Landsmannschaft Pommern, teilnahmen.

Landrat Warnecke eröffnete die Sitzung und übermittelte, den wegen einer Verpflichtung beim Patenschaftstreffen der Regenwalder in Melle verhinderten OKD Wandhoff und den durch ein Familienfest ferngehaltenen in den Ruhestand getretenen OKD Dr. Ackmann entschuldigend, allen Anwesenden die Grüße des Landkreises, wobei er dem Heimatkreisbearbeiter der Flatower von Wilckens, dem Vorsitzenden des Heimatkreisausschusses Braun und dem PLM-Landesvorsitzenden Philipp von Bismarck einen persönlichen herzlichen Willkommensgruß entbot. Die Gemeinsamkeiten des Grenzschicksals der Flatower und des Zonenrandkreises Gifhorn aufzeigend, versprach er, als „Patenonkel“ sich für seine zu Unrecht vertriebenen Patenkinder auch weiterhin tatkräftig einzusetzen. Im Mittelpunkt der Gespräche stand der Patenschaftsgedanke, der von dem PLM-Sprecher v. Bismarck rückschauend noch einmal gewürdigt wurde. Zwei Dinge stellte er besonders heraus:

1. Die zur gegenseitigen Unterstützung aufgerufenen Landsmannschaften hätten die Aufgabe, nicht durch lautes, sondern beständiges zähes Arbeiten das nach dem Kriege zu zerbröckeln drohende Staatsbewußtsein wachzuhalten und lebendig zu erhalten. Das sei kein Nationalismus, vielmehr die einzige Möglichkeit, ihn zu verhindern. Es gehe darum, unter gegenseitiger Rücksichtnahme die Gegenwart richtig zu erkennen und die Zukunft vorzubereiten. Diesem Fernziel diene, so sagte v. Bismarck, auch der Patenschaftsgedanke.

2. Jede Patenschaft betrachte er daher als eine Stärkung der Solidarität. Die PLM sei ohne Unterbrechung dafür eingetreten, die geschehenen Rechtsbrüche nicht zu Eiterbeulen der Zukunft werden zu lassen. Die Pommern seien es gewesen, die die Patenschaften mutig ins Gespräch gebracht hätten in einer Zeit, wo das nicht gerade populär gewesen sei. Man könne schon jetzt feststellen, daß sich dieser Einsatz der Pommern als ein großer Segen erwiesen habe. Durch das Band zwischen ost-, mittel- und westdeutschen Ländern, Kreisen und Städten u. a. m. geschlossenen Patenschaften, die inzwischen auch über die Staatsgrenzen weit nach Europa hineingetragen wurden, werde, so folgerte v. Bismarck, ein Gefühl politischer und menschlicher Solidarität wachsen, das für ein Zusammengehen der Europäer einen bedeutsamen Baustein liefern könne.

Auf die Auswirkungen und Möglichkeiten so einer freiwillig übernommenen Patenschaftsverpflichtung näher eingehend, schloß v. Bismarck: „Der Landesverband der PLM ist sich sehr wohl der großen Bedeutung dieser Patenschaft Gifhorn-Flatow bewußt und begrüßt die Absicht der Einrichtung einer Flatower Heimatstube, ein Vorhaben, das inzwischen konkrete Formen angenommen hat.“

Kreisdirektor Röhke ging auf Fragen des Patenkreises näher ein und betonte, daß der Landkreis Gifhorn für die Zusammenarbeit mit dem zu betreuenden Kreise Flatow Mittel im Etat bereitgestellt habe und daß die Flatower Heimatstube in Gestalt eines Erinnerungszimmers im Heimatmuseum bzw. im alten Amtsgericht einen würdigen Raum mit einem Kreisheimatpfleger erhalten werde, zu dem die Flatower volles Vertrauen haben könnten. Auch die zu überarbeitende Kreisheimatkartei würde weiterhin vom Landkreis geführt und Wartung finden. Der seit

Übernahme der Patenschaft Gifhorn-Flatow im Jahre 1955 zwischen seinen Flatower Freunden und dem Landkreis Gifhorn rührige Verbindungsmann und hervorragende Organisator der Heimattreffen, R u d i S c h a u b, durch seine Arbeit schon beinahe selbst zu einem Flatower geworden, dankte seinen Mitarbeitern Möhle und Momberg sowie dem Pressereferenten, dem Flatower Realschullehrer K. H. W a c h h o l z, der bemüht sei, durch seine Berichte, auch den Gifhorer Lesern den Kreis Flatow näherzubringen. Nach einem kurzen Einblick in das beim Landkreis bereits eingegangene Material für die Flatower Heimatstube sagte Schaub, daß in der Freude des Wiedersehens seiner Flatower Freunde für ihn der schönste Dank liege.

Wertvolle Hinweise für das Heimatbuch und Heimatarchiv gab Rektor Bahr aus Berlin, der auf das 600jährige Bestehen der Kreisstadt Flatow im kommenden Jahre 1970 aufmerksam machte und Möglichkeiten aufzeigte. Zur Sprache kamen ferner auch Pläne und Vorschläge für die Werbung des Landkreises Gifhorn, des südlichen Tores zur Lüneburger Heide, als Urlaubsziel für die Flatower, die nach den Worten des Landrats Warnecke wissen sollen, daß hier in dem, abgesehen von den vielen Seen, den „blauen Augen“ des Kreises Flatows, so verwandten Landschaftsbilde und seinem norddeutschen Menschenschlage noch ein „Ersatzplatz“ für das vorhandene ist, was sie 1945 in ihrer Väter Heimat, dem Flatower Land, daheim lieben.

Mit dem Problem einer von den Sprechern der Flatower, v. Wilckens, Braun, Wilke, Bahr, Wachholz u. a. m. noch gezielteren Arbeit einschließlich der Jugendarbeit, die noch mehr verstärkt und aktiviert werden müßte, ein für die Erhaltung der Patenschaft lebenswichtiges Anliegen, zu dem u. a. auch Kreistagsmitglied Bormann (FDP) intensivere Kontakte zwischen der Gifhorer und Flatower Jugend anregte, fand die Tagung eine Breite und Tiefe, die als bedeutsamer Beitrag für eine Neubelebung des Gedankens an die 14jährige Patenschaft Gifhorn-Flatow gewertet werden konnte.

Heimatkreisbearbeiter v. Wilckens wie Vorsitzender Braun fanden anerkennende Worte des Dankes an den Patenkreis für das erneut gezeigte Entgegenkommen und den Einsatz bei der Vorbereitung des Heimattreffens. In seinem Schlußwort, verbunden mit den besten Wünschen für ein frohes und gesegnetes Pfingsten, sprach Landrat Warnecke als Gastgeber die feste Überzeugung aus, daß auch mit diesem Wiedersehen der Flatower in ihrer Patenstadt Gifhorn neue Kontakte von Mensch zu Mensch, von Flatowern zu Gifhornern, geschaffen würden, fruchtbringend für eine lebendige Patenschaft mit der daraus erwachsenden Verpflichtung, alles zu tun, um das deutsche Problem gemeinsam lösen zu helfen.

Am Sonnabendabend hörten Flatower und Gifhorer mit viel Vergnügen das kleine Platzkonzert der unter Leitung von H. H o l z h a u s e n stehenden Feuerwehrkapelle auf dem festlich angestrahlten Hofe des Welfenschlosses. Zum „Klönabend“ mit leichter Unterhaltungsmusik fand man sich wie gewohnt im „Deutschen Haus“ ein, wo die eintreffenden Flatower nach ihrer Anmeldung und namentlichen Erfassung in heimatlichen Gesprächen ein Wiedersehen feierten.

*

Am Pfingstsonntag, dem Haupttage des Heimattreffens, füllten sich die Straßen und Plätze mit weiteren zugereisten Flatower Patenkinder. Während die Schützen mit klingendem Spiele durch den pfingstlich geschmückten Ort zogen, bei manchem Flatower heimatliche Erinnerungen hinterlassend, sammelten sich die gläubigen Ostdeutschen zusammen mit den Gifhorer Paten zum Gottesdienste in der katholischen St. Bernward-Kirche und der evangelischen St.-Nicolai-Kirche. Dann wallfahrte man zum nahegelegenen Schloßplatz, um der Toten der Heimat zu gedenken. Die Gedenkfeier wurde eingeläutet mit den auf Tonband festgehaltenen trauten Klängen der Glocken von Tarnowke (Krojanke). Die Gedenkrede hielt P a u l W i l k e, der letzte kommissarische Landrat von Flatow.

In bewegenden Worten gedachte er der Gefallenen und Vermissten und rief in seiner erhebenden Ansprache die Erinnerung an die Heimat wach. Anknüpfend an das Mahnmal des Landkreises Gifhorn für die Flatower in der Gifhorer Schloßkapelle begann er: „Zum Gedenken der Gefallenen und auf der Flucht Verstorbenen ist hier in der Kapelle ein Stein errichtet worden, dessen Mahnung uns auch heute wieder zusammengerufen hat. Es ist eine Stunde der stillen Trauer um die vielen Menschen,

die ein hartes, grausames Geschick mitten aus dem Leben gerissen hat. Dieses Schicksal hieß Krieg! Krieg, der die Menschen unerbittlich durch die gesamte Geschichte begleitet hat, der sie immer wieder heimsuchte und sich schließlich in zwei Weltkriegen zu einem entsetzlichen Inferno gesteigert hat. Diejenigen, die die Ursachen zu diesen Kämpfen geschaffen oder sie entfesselt haben, müssen sich vor Gott verantworten. Diejenigen aber, die in diesen Kämpfen in gutem Glauben die Waffen geführt haben, sind ohne Schuld und können in Ehren ruhen. Sie haben ihr Leben geliebt wie wir. Sie haben es dahingegeben in der Überzeugung, daß ihr Einsatz notwendig sei, um Volk und Heimat zu schützen. Ihr Opfergang soll unvergessen sein.

Und wir dürfen auch diejenigen nicht vergessen, die auf der Flucht in jenen furchtbaren, eisigen Wintertagen des Jahres 1945 oder später heimatlos, entkräftet und verzweifelt im Notquartier gestorben sind. Sie haben ihre Heimat nicht freiwillig verlassen, sondern wurden auch getrieben von der Furcht vor Mord, Vergewaltigung und Entehrung. Und viele, viele, die nicht mehr rechtzeitig aufbrechen konnten, wurden vom Schicksal ereilt, erschlagen, zerschossen oder niedergewalzt, und wir wissen oft nicht einmal, wo ihre letzte Ruhestätte ist. Nur wer es erlebt hat, kann das Furchtbare jener Zeit erfassen. Und wir denken auch an diejenigen, die nach der Vertreibung im Westen unseres zerstückelten Vaterlandes eine neue Existenz gefunden haben, aber inzwischen von uns gegangen sind. Auch in den beiden letzten Jahren haben wir wieder viele Landsleute in fremder Erde bestatten müssen. Ich kann hier ihre Namen nicht alle nennen. So sei es mir gestattet, zwei Namen stellvertretend für alle herauszustellen: *Freiherr Knigge* und *Amtsrat Karl Gutjahr*, die in tiefer Verbundenheit mit uns in den Jahren nach der Vertreibung maßgeblich an dem Zusammenfinden unserer Landsleute mitgewirkt haben.

Alle diese Toten verbinden uns mit der Heimat und mahnen uns, unsere Heimat nicht zu vergessen.

Gewiß, Begriffe wie Heimat, Vaterland, Heimatliebe, Nationalgefühl sind heute nicht mehr sehr gefragt. Sie werden oft nicht mehr verstanden oder mißgedeutet, und oft werden sie von Menschen, die in unseren Massenmedien und sonst in der Öffentlichkeit immer wieder zu Wort kommen, verhöhnt und lächerlich gemacht.

Wir sind diesen Menschen nicht gram, sondern können sie nur bedauern. Wer stets nur mit eiskaltem Verstand seinen Vorteil sucht, seine materiellen Interessen rücksichtslos verfolgt, wer keine Gemeinschaft sucht, keine Freunde gewinnt, der ist ein armer Mensch. Er wird nie eine Heimat finden. Denn Heimat ist nicht da, wo es einem gut geht, nein, *H e i m a t* i s t m e h r

Für uns aus dem Kreise Flatow ist Heimat das Land mit seinen prächtigen Wäldern, seinen herrlichen Seen, seinen vertrauten Städten und Dörfern, die wir in unserer Jugend mit frohem Herzen erwandert und erlebt haben. Es sind die Menschen, die in Jahrhunderten durch dieses Land geprägt wurden, ihre Art zu leben und zu denken. Und es ist all das, was unsere Väter und Ahnen dort geschaffen und uns überlassen haben, damit wir ihr Werk einmal fortsetzen sollten.

Wir sind gar nicht berechtigt, diese Heimat leichtfertig aufzugeben, sie als Tauschobjekt für irgendwelche illusionistische Hoffnungen zu verwenden. Das Land der Väter gehört nicht einer Generation, die damit nach Belieben verfahren kann. Es ist in der Vergangenheit erworben und gestaltet, von Generation zu Generation weitergegeben, als Vermächtnis des gesamten Volkes bis in die ferne Zukunft hin.

Ob wir unsere Heimat einmal wiederbekommen oder wiedersehen werden, das wissen wir nicht. Da wir nicht Gewalt anwenden können und auch niemals wollen, bleibt uns nur die Hoffnung, daß eine Tages Vernunft und Gerechtigkeit siegen.

Sind wir nun Revanchisten, Illusionisten, unverbesserliche Träumer, wenn wir noch diese Hoffnung in uns tragen? Oder ist es gar eine schlechte Sache, die wir vertreten? Wenn das so wäre, dann bräuchten die osteuropäischen Staatsmänner und ihre Presse nicht ständig Erklärungen und Verleumdungen gegen die Vertriebenenverbände abzugeben. Auch braucht eine Sache, die aussichtslos ist, nicht bekämpft zu werden. Die Tatsache, daß eine ungeheure Propagandawelle gegen uns, unsere Meinung und Sache auch heute noch in Gang gehalten wird, ist der beste Beweis dafür, daß unsere Sache gut und aussichtsreich ist. Es kann auch gar nicht anders sein, denn wir wünschen nichts anderes als *W a h r h e i t* und *G e r e c h t i g k e i t*, und wir wissen, daß diese sich eines Tages durchsetzen müssen. Ohne sie ist ein echter Friede in Europa und in der Welt nicht möglich.

Es ist aber die Wahrheit, wenn wir feststellen, daß die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, den ihre Väter in Jahrhunderten gestaltet und zur Blüte geführt haben, ein Verbrechen war. Alle, die dabei mitgewirkt haben, haben eine schwere Schuld auf sich geladen. Diese Vertreibung war auch nicht not-

wendig, um etwa Polen, Ukrainern und Russen notwendigen Lebensraum zu schaffen. Raum ist im Osten für Millionen vorhanden. Diese Vertreibung war grausam in einem unvorstellbaren Ausmaß! Diese Vertreibung war auch nicht dadurch gerechtfertigt, daß die deutsche Staatsführung vorher schwere Schuld auf sich geladen hatte, denn nicht diese Führung wurde dadurch betroffen, sondern Millionen unschuldiger Menschen. *M o r d* bleibt *M o r d*, und *U n r e c h t* bleibt *U n r e c h t*, ganz gleich von wem und an wem sie begangen wurden. Das sagen wir nicht, um Haß und Rache zu entfachen oder um Vergeltung zu fordern, sondern nur deshalb, um die Menschen in aller Welt zu mahnen, alle Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß solch eine Not nie wieder über Menschen und Völker hereinbrechen kann.

Wir alle mögen aus der Vergangenheit lernen, müssen die Tatsachen nüchtern und ungeschminkt erkennen, um endlich das Mißtrauen zwischen den Völkern abzubauen. Wenn heute ganze Armeen als Schutzmauern zwischen den Völkern stehen, so sollte man in Zukunft die jungen Menschen im gegenseitigen, friedlichen Friedenscorps-Austausch über die Grenzen schicken. Nicht gegeneinander kämpfen, sondern miteinander arbeiten, sich erkennen, verstehen und achten lernen. Das ist ein Weg, der in eine bessere Zukunft führen kann.

Bisher hat diese Welt aus jenen furchtbaren Vorgängen nichts gelernt. Auch nach dieser schrecklichen Zeit herrschen Verblendung und Gewalt, werden Menschen gequält, getötet, gejagt und vertrieben, fallen Dörfer und Städte in Schutt und Asche. Die kühnsten Männer unserer schnellebigen Zeit erstürmen den Himmel in ihren Raketen, doch auf der Erde gehen Not und Elend um, obwohl diese Erde Lebensraum für alle bietet.

Aber gerade deshalb dürfen wir nicht schweigen. Wir haben als Vertriebene eine Aufgabe zu erfüllen. Wir dienen damit gleichzeitig all den Menschen, die auch heute noch unter Mißachtung der Menschenrechte und der Grundfreiheiten unterdrückt, vertrieben oder in Furcht lebend zur Flucht genötigt werden.

Wir fordern nicht nur für uns Friede und Gerechtigkeit, sondern für alle Völker Europas und der Welt.

Wir wollen das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Wir wollen nicht die Wiederherstellung alter nationalistischer Scheinlösungen mit unüberwindlichen Grenzen, Korridoren oder Demarkationslinien, sondern wir wollen eine neue Ordnung, in der keine Grenzen mehr trennen, in der die Menschen zueinanderfinden können. Wir wollen uns ein Europa bauen, in dem wir ohne Furcht leben können.

Es genügt nicht, Deklarationen zu verfassen, in denen Freiheit, Selbstbestimmung, gerechte Grenzen, gleiches Recht für alle Völker als Grundlagen für das Zusammenleben der Völker genannt werden. Wenn die Welt nicht in Feuer und Blut untergehen soll, dann ist es höchste Zeit, diese Grundlagen für einen echten Frieden auch durchzusetzen. Solange es geduldet wird, daß durch Gewalt und Vertreibung sogenannte Tatsachen geschaffen und anerkannt werden, solange werden Furcht und Mißtrauen in dieser Welt regieren, solange wird kein Friede möglich sein.

Gerade wir, die wir unendliches Leid gesehen und erlebt haben, dürfen nicht schweigen. Gerade wir sind aufgerufen, die Welt zu mahnen, endlich den verhängnisvollen Weg der Gewalt zu verlassen und eine neue Ordnung für ein gutes Zusammenleben der Völker zu schaffen."

Die Geschichte lehre, so stellte Wilke fest, daß Geschick und Beharrlichkeit doch zum Ziele führen können.

"Wir können etwas für unsere Heimat, für unser Volk tun, und wir müssen es tun. Wir können nicht erwarten, daß andere Völker und Staatsmänner deutscher denken als wir . . . Dem Unentschlossenen, dem Zaghaften wird nichts geschenkt werden. Wir selbst müssen bereit sein, für Wahrheit und Recht einzutreten, es mit der Beharrlichkeit und dem Mute eines Gandhi zu tun, nicht nur in dieser Stunde, sondern solange, wie wir es noch tun können."

Nach der Kranzniederlegung durch den Landrat, den Stadtdirektor, die Vertreter der Flatower, die Landsmannschaften und Verbände besuchten die Flatower und ihre Gifhorner Freunde die mit Blumen geschmückte Ehrenstätte in der Schloßkapelle, im stillen Gedenken an ihre Toten verweilend.

Aber nicht nur traurige Erinnerungen beherrschten dieses 8. Heimattreffen der Flatower in ihrer Patenstadt Gifhorn. Fröhliche Akzente zeichnete die Wiedersehensfeier am Nachmittag im Schützensaale aus. Sie ist in Verbindung mit der vorangehenden Kundgebung gleichsam der Höhepunkt des Treffens und der eigentliche Ort der Begegnung, des Sich-Wiederfindens nach Jahren der Trennung und Trübsal.

Kundgebung im Schützensaal am Nachmittag

Zur gleichen Zeit, als DDR-Rundfunksender vom Revanchisten-treffen in der niedersächsischen Kreisstadt Gifhorn sprachen, setzte sich der Gifhorer Landrat Heinrich Warnecke in der Kundgebung im Schützensaal, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, vor den ehemaligen Einwohnern des westpreußisch-pommerschen Grenzkreises Flatow für ein vereinigtes Deutschland und Europa ein. Nach dem musikalischen Willkommensgruß der Feuerwehrkapelle begrüßte der Landrat seine Flatower Patenkinder und Gäste von nah und fern. Er übermittelte die Grüße und Wünsche des Landkreises und des wegen einer Verpflichtung in Melle verhinderten OKD Wandhoff und des durch eine Familienfeier ferngehaltenen OKD a. D. Dr. Ackmann und sagte unter anderem: Die Achtung vor dem Recht sei eine Voraussetzung für die Freiheit. „Wir müssen mit dem Verstande Europäer, mit dem Herzen aber Deutsche sein und die Welt mit dem besseren Argument überzeugen, daß das Recht auf unserer Seite steht und die Deutschen den Frieden über alles lieben, damit die Welt die Furcht vor uns verliert.“

Bürgermeister Herbert Trautmann übermittelte die Grüße der Stadt und des Rates. „Eigentlich hätte ich Sie als ‚liebe Mitbürger‘ ansprechen wollen“, so deutete Bürgermeister Trautmann das inzwischen gewachsene Zusammengehörigkeitsgefühl von Gifhornern und Flatowern. „Das Band zwischen Ihnen und uns ist fest geschlossen.“

Den Dank der Flatower gab Heimatkreisbearbeiter v. Wilckens an die Gastgeber weiter, an den Landrat, den Bürgermeister und ihre Mitarbeiter, insbesondere an die Herren Schaub,

Möhle und Momberg, wobei die Gifhorer Zeitungen (Aller-Zeitung und Gifhorer Rundschau) nicht vergessen wurden. Auch Vorsitzender Braun dankte dem Patenkreise für alle Hilfestellungen und Bemühungen. Eine besondere Ehrung wurde Oberamtmann a. D. Heinrich Möhle zuteil, der zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in einem Lazarett in der Kreisstadt Flatow während des Krieges aus der Hand des ihm für seinen jahrelangen Einsatz im Dienste der Patenschaft Gifhorn-Flatow dankenden Heimatkreisbearbeiters v. Wilckens ein gerahmtes Bild mit einem Blick aus der Vogelperspektive auf die Fünf-Seen-Stadt Flatow empfing. Mit Ehrenurkunden und Pommernnadeln wurden auch eine Anzahl heimattreuer Flatower bedacht.

Die eindrucksvolle Kundgebung klang aus in dem gemeinsam gesungenen Pommernliede und der dritten Strophe des Deutschlandliedes. Ein gemütliches Beisammensein der in heimatlichen Gesprächen und Erinnerungen noch lebenden Landsleute aus dem Flatower Land, dem Winkel zwischen Dobrinka/Kamionka und Küddow/Netze, vereinte bei den Klängen einer fleißig spielenden Tanzkapelle bis tief in die Nacht hinein Paten und Patenkinder und erfreulicherweise auch die diesmal wieder erschienene Gifhorer und Flatower Jugend.

Abschlußtreffen am Heidesee

Eine Stadtrundfahrt mit Bussen, die den von weit her ange-reisten Flatowern die so verwandten Schönheiten und die jüngsten Veränderungen im Landschaftsbilde ihrer Patenstadt offenbarte, verbunden mit einem Abschlußtreffen am schöngelegenen Heidesee, inmitten des Maiengrüns, war für die dankbaren Patenkinder ein angenehm empfundener Ausklang ihres unvergeßlichen 8. Heimattreffens 1969.

Flatower Heimat- und Volksgut soll eine neue Heimstätte finden

Zu jedem Patenschaftstreffen der Menschen des Flatower Landes werden wir Vertriebenen vom Landkreis Gifhorn durch Gastfreundschaft, festliche und fröhliche Stunden, viel Verständnis für unsere Probleme und andere Hilfen reichlich beschenkt. Wir haben dafür immer wieder Dank zu sagen.

Zu Pfingsten 1969 aber hat uns der Patenkreis noch ein besonderes Geschenk gemacht. Neben der Gedenkstätte in der Gifhorer Schloßkapelle ist uns ein weiterer Beweis herzlicher Verbundenheit entgegengebracht worden. Im herrlichen Bau des Gifhorer Schlosses ist uns die Einrichtung einer

Flatower Heimatstube

zugesichert worden.

Wer das Schloß und seine würdigen Räume kennt, der weiß, daß wir Vertriebenen aus dem Flatower Kreis eine einmalige Gelegenheit erhalten haben, heimatliches Kultur- und Volksgut zu sammeln, zu erhalten, zu pflegen und zu zeigen. In einem von uns gestalteten Raum soll ostdeutsches Wesen und Flatower Vertrautheit zu uns und unsern Paten sprechen. Mehr als den Raum und die Mittel zur Pflege kann uns der Pate wirklich nicht bieten, für den Inhalt müssen wir schon selber sorgen.

Und nun darf ich eine ganz herzliche Bitte aussprechen: helfe alle nach besten Kräften, unsere Flatower Heimatstube Wirklichkeit werden zu lassen. Sicherlich haben viele in einem Winkel daheim, in einem Fach oder einer Schublade noch Erinnerungen an die alte Heimat abgelegt. Sicherlich lieben Sie diese Stücke, aber manchmal fristen sie doch ein etwas trauriges, unbeachtetes, dunkles Dasein. Ich denke dabei nicht an ganz persönliche oder familiäre Stücke, sondern an irgendwelche Gegenstände, die für unser Flatower Land und seine Menschen typisch sind. Darf ich einmal einiges aufzählen, was in unserer Heimatstube die Wände, Tische, Schränke und Truhen zieren und füllen könnte: Landkarten, Ortspläne, Straßen- und Gebäudeskizzen, Bilder, Ansichtskarten, Fotografien, alte Heimatkalender, Festschriften, Programme Heimatzeitungen und Flugblätter. Wer hat noch alte Schulbücher oder andere Gegenstände aus Schulen, Kirchen oder anderen öffentlichen Gebäuden, die beim Treck aus der Heimat gerettet wurden? Wer hat noch Stücke alten ländlichen Hausrats aus der Heimat? Spinnräder, anderen hölzernen oder metallenen Hausrat, alte Gesangbücher oder gar Bibeln, Haussprüche oder Stücke aus der Landwirtschaft? Natürlich müssen die Dinge echt sein und wirklich in der alten Heimat im Gebrauch gewesen sein. Sollten nicht noch alte Festtagsdecken, Altartücher oder gar Leuchter und Kirchengeschäfte ehrfürchtig aufbewahrt werden? Wäre es nicht besser, wenn diese Stücke in eine Flatower Heimatstube kämen und wie in alten Zeiten allen Heimatfreunden dienten? Ich könnte noch viele Erinnerungsstücke aufzählen, die es wert wären, der Stille und Verborgenheit entrissen zu werden, um lebendig für die alte Heimat zu zeugen. Laßt doch selbst einmal

eure Phantasie spielen, liebe Landsleute, und helfe beim Suchen und Finden.

Ein Wort wäre noch zu der Ubereignung der heimatlichen Erinnerungsstücke zu sagen. Eine Möglichkeit wäre, daß der Geber das Stück mit einer kurzen Angabe der Herkunft und des Gebrauchs an die unten angegebene Adresse schickt und es dem Heimatkreis und der Heimatstube zum Geschenk macht. Alle Stücke werden sauberlich registriert und mit dem Namen des Spenders versehen. Wer sich aber das Eigentum an den Gegenständen vorbehalten will, möge das Erinnerungsstück als Leihgabe anbieten. Es bleibt dann sein Eigentum, und er erhält eine bestätigende Quittung. Natürlich darf er auch über Verwendung und Verbleib des Stückes bestimmen. Auch andere selbstgewählten Möglichkeiten der Übergabe werden akzeptiert.

Wer nicht sicher ist, ob seine Gabe brauchbar ist, kann jederzeit in Gifhorn oder bei mir nachfragen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß andere ostdeutsche Heimatkreise ähnliche Heimatstuben bei ihren Paten eingerichtet haben. Sie sind nicht nur ein rechter Stolz für sie selbst, sondern auch eine Quelle der Freude und Verbundenheit zwischen Paten und Patenkind. Wir Flatower werden, und da bin ich sicher, eine gemütliche, traute Heimatstube zusammenbringen, zumal einige Stücke dafür schon auf dem Pfingsttreffen im Schützensaal in Gifhorn zu bewundern waren. Alle Sendungen und Anfragen sind zu richten an

Landkreis Gifhorn

„Heimatstube Flatow“

z. Hd. Herrn Rudi Schaub

3170 Gifhorn

Kreisverwaltung

Und nun laßt uns ans Werk gehen und unsere alte Liebe und Treue zur Heimat wieder unter Beweis stellen. In Gifhorn soll ein schönes Stück der Flatower Heimat neu erstehen.

Für den Heimatkreisausschuß Flatow
Euer

Wolfgang Bahr

Unserer heutigen Ausgabe ist für alle Direktbezieher des Kreisblattes eine Zahlkarte beigelegt. Es wird gebeten, den Betrag für das 2. Halbjahr 1969 recht bald einzusenden. Bitte beachten Sie den Vermerk auf der Zahlkarte! Für eine Anzahl von Lesern wird jetzt der Betrag für die Monate April bis September 1969 fällig.

Reise in die Vergangenheit

von Georg Ritgen

Mir war es vergönnt, eine drei Wochen lange Reise in die Vergangenheit zu machen und die Etappen meines Lebens, wenn auch nicht überall an Ort und Stelle, so doch durch das Treffen mit lieben Freunden aus der jeweiligen Heimat wieder zu erleben.

Die ersten Jahre meines Lebens hatte ich in meinem Geburtsort Gehrden bei Hannover verbracht. Ich war jetzt wieder dort, fuhr an der alten ehrwürdigen Kirche mit dem charakteristischen efebewachsenen Kirchturm vorbei, in der ich 1915 konfirmiert war. Es war damals die erste Kriegskonfirmation. Das Bild auf unserem Konfirmationsspruch zeigte die Einsegnung der Kriegsfreiwilligen von 1813. In der Tertia lernten wir damals den Spruch: „Dulce et decorum est pro patria mori.“ Elternhaus, Schule und Kirche waren streng deutschnational. Aus dieser Erziehung und aus diesem Geist heraus ist zu verstehen, daß sich damals Hunderttausende als Kriegsfreiwillige meldeten und für Familie, Freunde, Nachbarn, für Haus und Hof, kurz für alles das, was uns Heimat, Vaterland, was uns Deutschland ist, ihr Leben gaben, sich opferten. Und wenn wir heute auch den Wahnsinn der grauenvollen Weltkriege eingesehen haben, so ist ihr Opfer, das unsere Lieben in beiden Kriegen für uns gaben, deshalb nicht geringer zu bewerten. Wer diesen inneren Besitz, das Gefühl für die Heimat, nicht hat, ist nur zu bedauern. Natürlich besuchte ich auch in Gehrden das Grab meiner unvergeßlichen, viel zu früh gestorbenen Mutter.

Mir fiel dort auch ein Erlebnis ein, das den Unterschied gegenüber der materiellen Einstellung heute charakterisiert! Als „eingeborene“ Gehrdenner kannten wir Kinder damals im Winter die Tücken und Klippen der Rodelbahn, die vom Berggasthaus Niedersachsen herabführte und natürlich auch von unzähligen Hannoveranern alljährlich besucht wurde. Der vielen ersten Unfälle wegen, die immer wieder vorkamen, wurde sie später verboten.

Während an einem Sonntag die Mehrzahl der Schlitten auf der durch übermäßigen Besuch völlig vereisten Bahn irgendwo mehr oder weniger schmerzhaft und heftig im Graben landete, glückte es mir, meinen Schlitten — mit Schlittschuhen vorn lenkend, mit vier gleichaltrigen Jungen beladen, stets in Höchstgeschwindigkeit heil bis ans Ziel zu bringen. Das hatte auch ein Ehepaar mit Kind aus Hannover, die lange zugeschaut hatten, bemerkt, und sie baten mich, sie doch mal mitzunehmen, damit sie wenigstens einmal heil unten ankämen. Ich sagte zu, und die Fahrt glückte. — Sich überschwänglich bedankend und mit vom Fahrwind tränenden Augen drückten sie mir ein neues glänzendes 25-Pfennig-Stück, wie sie damals erst seit kurzem in den Verkehr gekommen waren, in die Hand. Abends erzählte ich es voll Stolz zu Hause und war sehr verduzt, als ich von meinem Vater eine Ohrfeige bekam, weil ich das Geld angenommen hatte. — Ich weiß nicht, wieviele Väter heute ebenso denken würden. Wahrscheinlich habe ich daher auch solch schlechtes kaufmännisches Talent.

Als geborener Gehrdenner muß ich natürlich erwähnen, daß dort der erste Mai schon immer ein besonderer Feiertag war, da Justus Wilhelm Lyra, der Komponist der Lieder „Der Mai ist gekommen . . .“ und „Zwischen Frankreich und Böhmerwald . . .“ dort Pastor war. Ihm zum Gedächtnis wurde über Gehrden am Waldrand eine steinerne Bank mit Inschrift aufgestellt, und alljährlich zog ein Fackelzug abends am 1. Mai dorthin, wo seine Lieder gesungen wurden.

Zweite Heimat war mir stets Einbeck, der Geburtsort meiner Mutter, wo meine Geschwister und ich in unserer Kindheit die Ferien bei Verwandten stets verbringen durften. Ich weilte jetzt einige Tage dort bei lieben Cousinen. Als ich auf der Hauptdurchfahrtsstraße jetzt den unaufhörlich rollenden, lärmenden Verkehr sah und hörte, schien es mir undenkbar, daß wir — eine liebe gleichaltrige Base und ich — damals als kleiner Hosenmatz vor mehr als sechzig Jahren — bunt angestrichene Holzreifen mit einem Stock weiterrollend nach Hullersen liefen. Es war die gleiche Straße, auf der wir damals selten irgendwelchen Fahrzeugen begegneten. Wenn überhaupt, so waren es langsam fahrende Pferde- oder Ochsenspanne, die zur Arbeit auszogen oder abends müde heimkehrten. Ich wanderte wieder über die Wälle und den Krähengraben, am Storchenturm vorbei, besuchte wieder den alten Platz an der Marktkirche mit den sehenswerten alten, schmucken, farbenprächtigen Häusern, mit Rathaus und Apotheke, wo seinerzeit ein Teil des Films „Die Nachtwache“ mit Dieter Borsche, Luise Ulrich und wie hieß der andere große Gegenspieler(?), gedreht wurde. Ich erinnerte mich an das alljährliche Ostereiersuchen in den Gärten meiner Verwandten, an die allsonntäglichen Spaziergänge zur „Hube“, zum „Hasenjäger“, zur Klus und zu den Teichen.

Unvergeßlich auch mein erstes besonderes „Abenteuer“, als ich auf einer Reise von Hannover nach Einbeck, in letzter Minute mit meiner Mutter auf dem Bahnsteig ankommend, beim Einsteigen in den Eilzug zur Aufregung aller in der Nähe Anwesenden unter den Zug auf die Schienen fiel. Ich mag etwa vier bis fünf Jahre alt gewesen sein. Der Fahrdienstleiter hatte bereits das Abfahrtszeichen gegeben, und man hörte, wie die Bremsen gelöst wurden, als alle Anwesenden durch lautes Schreien den Lokomotivführer am Abfahren hinderten. Es kostete nicht geringe Mühe und viel Zeit, bis man mich unter dem Zug hervorgeholt hatte. Und man wunderte sich, wie ich es überhaupt fertiggebracht hatte, durch die schmale Lücke der Trittbretter hindurchzufallen.

Der eigentliche Anlaß zu meiner jetzigen Reise war die Einladung der Humboldtschule Hannover, die ich von 1910—1919 besucht hatte. Grund war die Feier meines goldenen Abiturs anlässlich der Entlassung der diesjährigen mehr als 60 Abiturienten. Ich traf fünf meiner damaligen Mitschüler. Besonders herzlich war die an uns gerichtete offizielle Begrüßung durch den jetzigen Direktor, der uns auch je ein Buch mit Widmung der Schule überreichte. Zu meiner Überraschung und ohne, daß ich vorher davon gewußt hatte, las er bei der Begrüßung aus meinen im Kreisblatt erschienenen Aufsätzen vor. Der ganze Rahmen der feierlichen Veranstaltung mit der geschmückten Bühne, dem großen Orchester und Chor, den vielen Abiturienten mit ihren Angehörigen, allen Lehrern und Schülern in der großen Aula der neu gebauten Schule veranlaßte mich, spontan den Direktor zu bitten, unprogrammäßig einige Worte des Dankes sprechen zu dürfen. Ich sagte dann unter anderem, daß ich kürzlich in der Spalte Humor einer Zeitung gelesen habe „Ein Lehrer fragte einen Schüler: ‚Nenne mir ein Beispiel für den Begriff Heuchelei.‘ Der Schüler antwortet: ‚Wenn ich sage, daß ich gern zur Schule gehe, dann ist das Heuchelei!‘“ Ich aber müsse dazu, ohne zu heucheln, bekennen, daß ich gern zur Schule gegangen sei; gewiß hätten wir auch damals vor mancher Latein-Grammatik-Stunde oder vor einer schweren Mathematik-Arbeit gezittert und uns gewünscht, daß die verflixte Schulzeit erst ein Ende nähme — aber nach fünfzig Jahren sähe das anders aus, und ich wünschte ihnen, den jetzigen Abiturienten, Erfolg im Leben, Erfüllung ihrer Erwartungen und daß sie mal ebenso dächten und stolz wären, Humboldtschüler gewesen zu sein.

Der Direktor hatte mir geschrieben, ich würde Gelegenheit haben, mit Vergnügen in seinem Zimmer in die Akten meiner damaligen Reifeprüfung Einsicht zu nehmen. Und das Vergnügen hatte ich — allerdings anders, als ich es erwartet hatte. Mit einem gelinden Schock mußte ich feststellen, daß ich ausgerechnet meinen Prüfungsaufsatz im schriftlichen Abitur regelrecht vorbeigeschrieben hatte mit „Nicht genügend“. Davon hatte ich bisher nichts geahnt, zumal ich mir nicht bewußt war, je einen deutschen Aufsatz verpatzt zu haben. Die Erklärung dafür fiel mir nachträglich ein: Vom Juli bis zum 1. November 1918 war ich als Oberprimaner im Hilfsdienst eingesetzt und mußte dann anschließend noch drei Wochen wegen einer schweren Grippe die Schule versäumen. Wenn ich trotz dieses schlechten Aufsatzes vom Mündlichen befreit wurde, dann sicher deshalb, weil in der Zeit meiner Abwesenheit Lessings „Nathan der Weise“ durchgenommen war und das Aufsatzthema lautete: „Die Vertreter des Christentums in Lessings ‚Nathan der Weise.‘“ Bei einigen Flaschen Wein im Direktorzimmer und abends in einem hannoverschen Hotel wurden viele gute Erinnerungen ausgetauscht, ehe dieser eindrucksvolle Tag ein Ende fand. Ich hatte auch Gelegenheit, meine damalige große Tanzstundenliebe wiederzusehen und eine Stunde mit ihr über die damalige schöne Zeit zu plaudern.

Als weitere freudige Begegnung muß ich nun natürlich das Schlochauer Heimattreffen in Northeim nennen. Der Beginn war für mich nicht vielversprechend, da wir auf der Anreise mit meinem Sohn Gerhard zwanzig Kilometer vor unserem Ziel einen Motorschaden hatten, der es notwendig machte, telefonisch um Hilfe zu bitten. Zu unserer besonderen Freude kamen bald Herr Zastrow aus Pr. Friedland mit seinem Wagen und Dr. Lemke angebraut und holten uns ab. Beiden Herren hiermit besonderer Dank! Für lautstarke fröhliche Stimmung mit viel Gesang sorgte eine fleißige gute Kapelle. Der Saal war viel zu klein für die vielen Tanzlustigen. Es gab ein fröhliches Wiedersehen mit vielen Bekannten. Bei manchen dauerte es eine Weile, bis man sich wieder erkannte. Andere wieder wird man vielleicht überhaupt nicht erkannt haben. Jedenfalls war auch dieses Treffen ein „Besuch in der Heimat.“ Weißt du noch? — Erinnerst du dich? Wie war das doch damals? Einer allerdings sagte auch: „Ich war im vorigen Jahr in der Heimat, in Baldenburg! Der Besuch dort war eine schlimme Enttäuschung und das beste und sicherste Mittel gegen das Heimweh! Wenn man die Orte dort wieder sieht, vergeht einem die Sehnsucht!“

Meine Leser wissen, daß ich lange Jahre in Ostafrika war, daß ich dort heiratete und daß es Heimat meiner drei ältesten Kinder war und damit natürlich auch für uns Eltern! Durch Besuch bei zwei Bekannten aus unseren Afrika-Jahren, auf deren Pflanzungen ich jeweils viele Monate mit ihnen damals zusammen war, lebte auch die Erinnerung an diese besonders eindrucksvolle und unvergeßlich schöne Zeit auf.

Zwischen zwei Afrika-Verträgen war ich s. Z. mit meiner Familie in Stolzenau-Weser, dem Geburtsort meiner Frau und Tochter, meines Schwiegersohnes und zweier Enkelkinder. Auf dem Scharnhorstischen Rittergut Bordenau an der Leine fanden wir nach der Vertreibung ein Jahr lang liebevollen Unterschlupf bei Schwester und Schwager und ihren Söhnen. Beide Orte waren weitere Stationen auf meiner jetzigen Reise in die Vergangenheit, und in beiden Orten fühle ich mich auch jetzt noch daheim.

All diese Besuche wurden gekrönt von einer guten „Tannhäuser“-Aufführung, die ich am 3. Tage meiner Reise im Opernhaus Hannover erlebte. Mein Schwiegersohn und meine Tochter hatten mich damit als besonderem Geburtstagsgeschenk überrascht. „Tannhäuser“ ist seit je meine liebste Oper gewesen, die ich vor den Afrika-Jahren dreimal gesehen hatte. Seit da-

mals sah ich sie jetzt zum ersten Mal wieder. Wie jedes Mal zuvor war ich von Anfang an gepackt von der Musik, die uns alle bis zum Schluß gefangen hielt. Bei allen vorstehend genannten Besuchen in der „Heimat“ hörte ich immer wieder und wird lange noch in mir nachklingen das Motiv des Pilgerchors „Beglückt darf nun dich, o Heimat, ich schauen!“

Den würdigen Abschluß dieser ereignisreichen Reise bildete ein Familientag, den wir im Schloßrestaurant des über 1100 Jahre alten Klosters Corvey bei Höxter an der Weser begingen. 85 Ritgens einschließlich naher Angehöriger waren von nah und fern aus allen Teilen der Bundesrepublik gekommen. Bei Tanz und vergnügtem Beisammensein von 19 Uhr bis früh 5 Uhr vergingen die Stunden viel zu schnell. Am Sonntag mittag trafen wir uns dann noch in Neuhaus im schönen Solling, wo wir gemeinsam aßen. Wir gingen auseinander mit dem Wunsch und Versprechen, zum nächsten Treffen in ein bis zwei Jahren uns an der Mosel noch zahlreicher zusammenzufinden.

Bei Hin- und Rückfahrt entlang der Weser und später am Rhein und durch den Hunsrück bei herrlichstem Sonnenschein kam uns immer wieder zum Bewußtsein: Es gibt kein schöner Land in dieser Zeit, als wie das unsre weit und breit...!

Klassenausflug des Pr. Friedländer Progymnasiums von Walter Gerth



Obere Reihe, stehend: Zasse; Max Josef, † in Amerika 1968; Bruno Hoefmann; Dr. Schmitt, gefallen 1. Weltkrieg, Vizefeldwebel; Karl Behrendt, gefallen 1. Weltkrieg, Leutnant; Erwin Janke; Heinrich Friebe; Werner Andreae; Konrad Nast; Willy Timm.

Mittlere Reihe, kniend: Aloysius Glugla; Paul Kanthak; Krämer; Erwin Schülke; Paul Haß.

Untere Reihe: Adolf Utz, gefallen 1. Weltkrieg, Fahnenjunker; Martin Kunitz; Alfred Brand, gefallen 1. Weltkrieg; Kurt Laß, gefallen 1. Weltkrieg, Leutnant; Erich Pahl; Seehafer; Eberhard Furbach, † 1967; Franz Betkierowitz.

Wer kann über die verschiedenen Schicksale weitere, ergänzende Angaben machen?

Im Mai 1912 unternahm der von uns allen hochverehrte, unvergeßliche Dr. Eugen Schmitt, der zu Ostern 1910 an das Progymnasium in Pr. Friedland versetzt wurde und im September 1914 in Ostpreußen fiel, mit einem großen Teil der U II und O III eine Wanderung durch die Kassubei, die sich auch nach Danzig und Hela erstreckte. Auf einem der vorher angesetzten Trainingsmärsche entstand, vom Photographen Kurt Cyliax angefertigt, obiges Bild am Fuße des Dobriner Berges, das, als Postkarte am 25. 5. 12 in Danzig abgestempelt, von dem am weitesten rechts stehenden Obertertianer Willy Timm an seine Angehörigen in Rastenburg, Ostpreußen, geschickt wurde. Durch seine Schwester Grete, der an dieser Stelle dafür gedankt sei, geriet es vor kurzem in meine Hände. Meine Freude, all die bekannten Gesichter der Klassenkameraden und Kompennäler wiederzusehen, war groß. An dieser Freude möchte ich auch den Rest von dieser Gruppe heute noch Lebenden teilnehmen lassen. Das große Sterben begann ja bereits 1914, und in weiteren 55 Jahren sind es bestimmt nicht mehr geworden.

Denen, die noch am Leben sind mit ihren nun bereits durchweg vollendeten sieben Jahrzehnten, wünsche ich einen gesunden und frohen Lebensabend mit guten Erinnerungen an die schönen Jahre in der Heimat.

*

Trinkwasser aus Tankwasser

Danzig — Tankwagen müssen neuerdings die Bewohner einiger Straßen von Danzig mit Trinkwasser versorgen. Wie die Zeitung „Glos Wybrzeza“ schreibt, gebe es gegenwärtig keinen anderen Ausweg, da „nacheinander die Brunnen versiegen“. Obwohl ständig neue Wasserquellen für Danzig erschlossen würden, reiche dies nicht aus, um den steigenden Wasserverbrauch in der Stadt zu decken. Die Zeitung meint abschließend, man dürfe nicht vergessen, daß der herrschende Wassermangel „die Folge des steigenden Lebensstandards“ sei.

Johannisnacht, ein Höhepunkt des Sommers

Die Johannisnacht, fast zeitgleich mit der Sommersonnenwende, wurde in unserer alten Heimat immer festlich begangen. Der Tag hat seinen Namen von Johannes dem Täufer, erhalten, er fällt auf den 24. Juni. Daheim bezogen sich auf diesen Tag etliche Redewendungen, z. B. wenn man sagte: „An Johanni werde ich an dich denken!“ Wenn man es ironisch meinte, sollte es sicher Vergessenheit mancher Sorgen bedeuten, anders war es, wenn man an eingegangene, insbesondere finanzielle Verpflichtungen dachte und meinte, nach Johanni werde ich alles begleichen, denn dann dachte man schon an die Erträge aus der kommenden Ernte.

Zu Johanni mußte auf dem Lande schwere Feldarbeit verrichtet werden; es war die Zeit, da die Sonne oft heiß vom Himmel schien und den schweren Arbeitstagen nur kurze Nächte folgten, die oftmals nur wenig Abkühlung brachten. Nach wenigen Stunden Ruhezeit zeigte sich im Osten die Morgenröte eines neuen Tages. Die Zeit nach Johanni war auch die Zeit der Sternschnuppen, der kleinen Meteore, die beim Eindringen in die oberen Schichten der Erdatmosphäre aufleuchten und verdampfen. Vermehrt treten diese Sternschnuppen sodann im Hochsommer (August) auf. Liebende wünschten sich solche und schauten ihnen bei ihrem Auftreten mit vielen Wünschen nach, denn die Wünsche sollten so in Erfüllung gehen.

Johanni brachte auch den verlockenden Gesang der Nachtigallen, und der Jasmin verbreitete in den Gärten seinen süßlichen Duft, der wohlthuend empfunden wurde. Zu Johanni blühten auch die Linden vor den Häusern, und die Zeit war gekommen, ihre Blüten zu pflücken, deren Sud als Tee außer gegen verschiedene Krankheiten auch als durststillendes Getränk gerne Verwendung fand.

Aber auch die Burschen und Mädchen zogen nach des Tages Arbeit mit Musik und Gesang in der linden Kühle manches Abends hinaus, denn Johanni bedeutete die schönste Zeit des Jahres, die angefüllt war von soviel Schönheit in der Natur und wenn in friedlichen Auen Grillen zirpten und Frösche quakten, war es wohlthuend zu verweilen. Man pflegte zu sagen: „Dat is bie swöle Auwedtied, die Pogge röchle äe Auwedtied.“ (Das ist's bei schwüler Abendzeit, die Frösche röcheln ihr Abendlied.)

Zu Johanni aber, so sagten die Landwirte, stirbt dem Roggen die Wurzel ab. Das sollte heißen, daß die Reifezeit begann, das Wachstum beendet war. Zu Johanni soll auch die Roggenmuhme durch das Korn gehen; viele Sagen und Geschichten sind um sie gewoben. Es wurde an anderer Stelle eingehend darüber berichtet. Auch das Johanniskraut blühte daheim in diesen Tagen an sonnigen, geschützten Waldrändern. Feingegliederte Stengel mit ihren kleinen Blättern und hellgelben, sternförmigen Blüten, so wuchs es staudenartig als Bannmittel gegen böse Geister und Hexen. Es sollte vor jeder Unbill schützen; darum ging man hinaus, es in diesen Tagen zu pflücken. Man band es zu Sträußchen zusammen und hing es neben die Haustüre oder auch in die Schlafkammer. Auch den Viehbestand sollte es vor Krankheit bewahren, darum war ein Sträußchen oft an Stalltüren zu finden.

Um die Johannisnacht pflegte man aber noch einen anderen Brauch. Ein solcher wird Ihnen wie mir, verehrte Leser, sicher in guter Erinnerung sein; es war das Abbrennen des Johannisfeuers oder des Sonnwendfeuers aus Anlaß der Sommersonnenwende, die auf den 21. Juni fällt. Ich möchte einen solchen Tag herausgreifen, den ich in Pr. Friedland erlebt habe, der sicher in seinem Ablauf denen in vielen anderen Orten gleichzusetzen ist.

In der Heimat gab es viele Jugendorganisationen, ihnen war es meistens vorbehalten, diesen Tag vorzubereiten. Schon in den frühen Nachmittagsstunden des Tages zog man in Pr. Friedland zu den sogenannten „Seebergen“ hinaus, die wegen ihres steil abfallenden Geländes gegenüber der neuen Badeanstalt sich auch platzmäßig für ein „Leuchtfeuer“ bestens eigneten. Handwagen wurden von überall ausgeliehen und mit Brennmaterial wie Reisig, Holzscheiten, Baumstubben und dergleichen mehr beladen und auf diese Höhen gebracht. Überall fand sich etwas Brennbares und manch holzverarbeitender Betrieb im Ort stand diesem Vorhaben positiv gegenüber und steuerte von sich aus weiteres Holz, wie Latten und Scheite bei. Die älteren Schüler und Jugendlichen bauten dann nach einem bestimmten Verfahren einen Holzstoß auf, denn später beim Abbrennen durfte weder das Feuer geschürt noch Holz nachgelegt werden. Besonders hoch sollte der Holzstoß aufgetürmt sein, damit das Feuer auch weithin sichtbar wurde.

So legte man zunächst Papier und Holzwolle auf den Boden; auch Stroh war gut geeignet. Dann folgten locker aufgeschichtet Holzscheite und darüber kamen dicke Bohlen und Holzkloben, damit das Feuer auch recht lange offen gehalten werden konnte. Darüber stellte man noch weitere, lange Holzscheite, die vielleicht noch gespalten wurden. Zu damaliger Zeit wurde noch vielfach Brot in Holzbacköfen gebacken, hierzu benötigte man Scheite aus Kiefern- und Buchenholz, und gerade diese eigneten sich besonders gut für die erwähnten Holzstöbe.

Auch in den Dörfern der näheren und weiteren Umgebung von Pr. Friedland wird es an diesem Tage sicher nicht anders gewesen sein, vielleicht hatte man dort noch mehr Holz zur Verfügung; viele Orte waren waldnahe und von dort konnte man sich mit dem notwendigen Brennmaterial leicht versorgen. In Pr. Friedland war das Abbrennen der Johannisfeuer oder der Sonnwendfeuer meines Wissens immer eine eindrucksvolle und festfreudige Angelegenheit, beinahe eine feierliche Handlung. Die unmittelbare Nähe des Stadtsees bot dafür eine besondere Kulisse, da sich in dem Wasser der Feuerschein widerspiegelte. Andererseits waren die „Seeberge“ wegen ihrer Höhe dazu angetan, den Feuerschein weit ins Land zu tragen.

Wenn es dunkel geworden war, zog man mit Musik und Gesang zur Feuerstelle hinaus. Einer oder der andere hatte noch ein Fähnchen oder einen Wimpel mitgenommen, dessen Zeigen die Aufgabe und die Zugehörigkeit der Gruppe kundtun sollte. Andere hatten Musikinstrumente mitgenommen und bald stand man im Schein von Fackeln, die vielleicht aus teer- oder wachsgetränkten Säcken selbst angefertigt oder auch zu diesem Tag vom ersparten Geld gekauft worden waren, um den Holzstoß.

Heimatlieder erklangen und Ansprachen, die sich auf das nun folgende Ereignis bezogen, wurden gehalten. Eine brennende Fackel wurde unter das dürre Reisig oder Stroh geschoben, das man unter den Holzstoß gelegt hatte und schon zischte und knackte es. Rauch stieg alsbald auf und ein Luftzug ließ die Flamme durch das dürre Holz züngeln. Ein Funkenregen ließ die zu nahe Herangetretenen oft zurückweichen und langsam begann sich ein Scheit an dem anderen zu entzünden.

Nun wurden Gedichte und Lieder von den einzelnen Gruppen vorgetragen, auch wurden Lieder, die sich auf diesen Tag bezogen, gemeinsam gesungen. Dann begann man, sich um den Holzstoß langsam im Kreise zu bewegen. Eine Ziehharmonika oder andere Musikinstrumente erklangen, und schon drehten sich Paare zum Tanze im Kreise.

Immer schneller wurden die Bewegungen und immer näher drängte man sich zum brennenden Holzstoß hin und im Schein der Flammen nahmen sich die Körper wie von Geisterhand gehalten aus. Es wurde oft ein Lachen und Jauchzen, ein Kreischen und Singen, das sich bis zur Mitternacht hinzog. Überall sah man von den Höhen der Umgebung Feuerschein, ein Zeichen dafür, daß auch anderenorts die Sonnenwende oder der Johannistag im Schein des Feuers begangen wurde. In vielen Gegenden, besonders in den Bergen, rollen noch heute Räder mit Stroh durchflochten, brennend zu Tal; an seenahen Orten wird das Feuer auf Booten hinausgefahren, an anderen Orten wird das Feuer in unmittelbarer Nähe von Gewässern entzündet.

Wenn dann der Holzstoß langsam zusammenfiel, kam neue Bewegung in die wartende Menge. Ganz Mutige versuchten über das helle Feuer zu springen. Feuer bedeutet Reinigung, so war es alter Brauch, für viele zwar oft nur ein Spaß, für andere eine sportliche Leistung. Nach und nach versuchten dann auch die Letzten den Sprung über die rauchende Glut. Was bedeutete dabei schon eine kleine Brandblase am Fuß oder angelegte Kleidung, man hatte sich ja für diesen Abend entsprechend angezogen und auf solches vorbereitet. Hand in Hand, so sprangen Burschen und Mädchen, Frauen und Männer oft gemeinsam über das Feuer; man wußte aus alten Überlieferungen: was solche Glut verbunden, sollte das Jahr über nicht wieder getrennt werden können. Wie glänzten dabei die bloßen Arme und Beine, besonders der Mädchen, gebräunt von der Sonne, hier im Feuerschein, so als wären sie aus Bronze. Wie waren die Gesichter erhitzt, vom Feuerschein gerötet; wie schön machte sich so ein Sprung aus, wenn er kraftvoll ausgeführt wurde. Zuletzt schafften den Sprung über das Feuer auch die Jüngsten der Jugendgruppen, wohl beim ersten Sprung mit klopfendem Herzen, dafür aber mit viel Anlauf, sie wollten es den Erwachsenen doch nachmachen.

Langsam verlosch die Glut und die Nacht umspann alle die, die gekommen waren, um altes Brauchtum zu erhalten und zu pflegen. Einzeln oder in Gruppen entfernte man sich. Die Mütter mit Kindern an der Hand, die Liebenden eng umschlungen, eingedenk der Bedeutung des zuvor Erlebten. Die Männer kehrten später zu einem Umtrunk in einer Gastwirtschaft ein. Der längste Tag war vorbei und die Morgenröte würde einen neuen Tag ankünden.

Die Johannisnacht, eine der Losnächte, die den Menschen die Zukunft offenbaren soll, ist umwoben von vielerlei Brauch und Sitte. Sammeln die einen Kräuter, deren es neuerlei sein sollen und denen Heilkräfte zugesprochen werden, so übten andere als Brauchtum in unserer Heimat, drei Kreuze mit Kohle über die Haustüre zu schreiben, ähnlich wie am Dreikönigstag die bekannten Insignien angeschrieben werden. An-

deren Brauch übten Liebende, sie warfen ihre Holzpantinen oder Schuhe rücklings über den Kopf. Fiel nun die Fußbekleidung in gleicher Richtung zusammen, würde es bald einen gemeinsamen Lebensweg geben. Auch band man kleine Blumenkränzchen, die man in eine bestimmte Baumkrone werfen mußte. Blieben sie dort hängen, würde man noch im gleichen Jahr heiraten.

*

Mögen sich auch weiterhin Sitten und Bräuche um die Johannisnacht ranken, es werden fernerhin zu dieser Zeit in vielen Orten unseres Vaterlandes Feuer entzündet werden. Wir werden sie sehen, uns unserer Zeit erfreuen und dabei unsere Gedanken dorthin lenken, wo wir unsere Jugend erlebten, dort wo auch wir im Schein des Feuers uns Liebe und Treue versprochen haben, in unsere alte Heimat.

Hans Mausolf



Die Feuerwehr von Krummenfließ im Kreise Flatow

Bericht über eine Reise nach Flatow

Solche Berichte werden unsere Heimatfreunde immer interessieren. Wir sind deshalb dankbar für die uns jetzt zugegangene Schilderung einer ehemaligen Flatowerin. In diesem Bericht heißt es: „Wegen der Fahrt und Reisekosten erkundigte ich mich zunächst bei einem Reisebüro, wo ich auch erfuhr, was man für Papiere benötigt.“

Außer Reisepaß brauchte ich eine Aufenthaltsgenehmigung aus Flatow. Diese wiederum bekam ich von meinen Bekannten, nachdem ich ihnen zwei Paßbilder mit Personalbestätigung vom hiesigen Ortsamt hingeschickt hatte. Paß und Aufenthaltsgenehmigung gab ich im Reisebüro ab, und alles andere, wie Beantragung der Einreise und Transitvisum sowie Gutscheine, wurde von dort aus erledigt.

Nun die Kosten. Also zunächst pro Tag 30,— DM. Diese sind, das heißt die Gutscheine, für Übernachtung und Verpflegung im Hotel gedacht. Da ich perlonlich bei Bekannten wohnte, tauschte ich die Scheine nach der Ankunft in Posen auf dem Bahnhof um. Ich bekam für 300,— DM 1795,— Zl.

Dazu kommen etwa 30,— bis 40,— DM für das Visum und Unkosten des Reisebüros.

Von Hamburg nach Berlin flog ich, Preis 80,— DM, Bahnfahrt von Berlin nach Posen etwa 40,— DM. Ab Posen wurde ich von meinen Bekannten mit dem Auto abgeholt.

Den ersten Tag verbrachte ich in Schneidemühl. Diese Stadt hat sich sehr verändert. Die frühere Posener Straße und der Platz, an dem der „Löwe“ stand, sind nicht wieder zu erkennen. Die meisten Häuser sind alt und ungepflegt. Unsere Heimatstadt Flatow ist dagegen ein schönes, sauberes Städtchen geblieben. Es war für mich ein eigenartiges Gefühl, nach 22 Jahren durch die bekannten Straßen zu gehen. Obwohl viel gebaut wurde, stehen doch noch viele vertraute Häuser, einige Straßen wie die Bahnhofstraße, Stewitzerstraße, Wilhelmstraße, haben sich fast gar nicht verändert. Der Bahnhof ist im alten Stil wieder bebaut. Gleich gegenüber, vom Bahnhof bis zum Freundschaftsgarten, entstand ein neues Wohnviertel mit modernen Häusern.

Sehr gut hat es mir am Petziner See gefallen. Vor der Badeanstalt stehen in bunten Farben viele kleine Bungalows, die für Feriengäste bestimmt sind. Flatow ist nämlich ein Ferienort geworden.

Im Sommer sind dort viele Urlauber. Das alte Schloß, zum Tiergarten raus, ist jetzt ein Kinderferienheim.

Ich habe mit vielen alten Flatowern gesprochen, hatte nicht gedacht, daß so viele dort geblieben sind. Auch waren Besucher aus der DDR dort. Diese brauchen übrigens die 30,— DM pro Tag nicht zahlen.

Auf den Straßen hörte ich oft die deutsche Sprache. Niemand kümmerte sich darum. In den ersten Jahren war sie dagegen verboten, wie man mir sagte.

Der Lebensstandard ist, wie wohl dort im ganzen Lande, ziemlich niedrig. Gute Textilien sind knapp, und nach Fleischwaren müssen die Menschen oft Schlange stehen.

Trotz allem hat es mir sehr gefallen, und ich war glücklich, daß ich die alte Heimat wiedersehen durfte.“

*

Soweit aus dem Bericht der Heimatfreundin.

Hiernach dürfte eine Reise in unsere Heimat nicht mehr sehr umständlich und schwierig sein. Auch die Kosten sind tragbar. Vielleicht ließen sich auch Reisen mit Kleinbussen organisieren. Es ist uns bekannt, daß zum Beispiel Jäger solche Genehmigungen zum Abschluß von Wild verhältnismäßig schnell und ohne besondere Formalitäten erhalten. Es wäre wohl zweckmäßig, diese Fragen zu prüfen.

Aale für den Export

Stettin — Über 400 Tonnen Aale sollen — laut Plan — die privaten und genossenschaftlichen Fischer in diesem Jahr im Stettiner Haß fangen, heißt es in der Zeitung „Trybuna Opolska“. Der größte Teil der Aalbeute sei für den Export bestimmt; nur eine „gewisse Überproduktion“ werde geräuchert und in Konserven auf dem polnischen Inlandmarkt zum Verkauf gelangen.

Werbt für unsere Heimatzeitung!

Bilder aus heimischer Vorzeit Von L. Gerschke

1. Fortsetzung. Siehe auch die Märzausgabe des Kreisblattes, Seite 3058

II) Ackerbau und Viehzucht am Schlochauer See in ihren ersten Anfängen

Indessen waren die Siedler am See bemüht, mehr Ackerland zu gewinnen. Sie fällten Bäume, brachen den Rasen und verzagten fast, wenn die Arbeit mit Grabstock und Steinhacke zu mühsam und hart wurde. — Wulfo kam eines Tages auf den Einfall, die starken Tiere zur Hilfe zu nehmen. Wohl lachten einige Leute, als er eines Morgens zwei ruhige Rinder zusammenkoppelte und ihnen Geschirre umlegte, die er aus der Haut eines Auerstiers geschnitten hatte. Wie staunten aber alle, als er sie vor einen knorrigen, krummen Ast spannte, dessen Haken unten angespitzt war, und nun mit Leichtigkeit die Erde aufriß. Turoid führte die Rinder.

Die beiden kamen jetzt öfter zusammen, und sie hatten viel Heimlichtuerei und nickten einander zu. Und eines Tages kam Turoid mit einer flachen, durchlocherten Steinscheibe, die sie als Pflugschar auf den hölzernen Haken aufsetzten. Sie rieben sich vergnügt die Hände, als sie jetzt den härtesten Boden, den dichtesten Rasen umschälen konnten. Besser war jetzt die Erde gelockert, und trefflicher gedieh die Saat.

Eines Morgens hörte man von den umzäunten Feldern her ein lautes Rufen und Schreien der Frauen. — Was war geschehen? Die Männer sprangen auf, rissen Beil und Speer an sich und eilten hinaus. Da sahen sie das Unglück. Eine Wildsau mit zwölf Frischlingen hatte mit starkem Rüssel die Hecke durchbrochen, furchtbar in dem Acker gehaust und die Frucht harter Arbeit vernichtet. Von Turoids neuem Beil vor den Kopf getroffen, sank sie lautlos zusammen. Die jungen, buntgestreiften Borstentierchen, die der Alten quiekend gefolgt waren, umstanden ratlos die tote Mutter. Was fehlte der nur, daß sie gar so still lag? — Aber da erscholl auch schon Rotharis Stimme: „Auf, greift die Kleinen, bringt sie zu den Wohngruben, wir wollen sie aufziehen!“ Quiekend und schreien wanden sie sich in den Händen der Männer und Jungburschen. Man setzte sie in eine leere Grube, die für ein Haus vorbereitet war, und umgab sie mit einem dichten Zaun. Anfangs drängten sie sich scheu in eine Ecke zusammen. Als man ihnen aber Kraut und Abfälle von Fischen und Fleisch hinwarf, wurden sie langsam zutraulich und kamen grunzend herangelaufen, wenn jemand über die Umhegung schaute. Im Herbst schüttete man ihnen reichlich Eicheln hin, die im Wald in übergroßer Menge lagen. — Dick und fett waren sie von der reichlichen Nahrung geworden. „Zur Sonnenwende, wenn die Schnee- und Sturmriesen durch die kahlen Bäume toben, sollen sie uns einen guten Braten geben“, sagte Rothari, zufriedener lächelnd, zu den Frauen und Männern, die die Hürde umstanden. „Einige aber wollen wir am Leben lassen, damit wir wieder Junge großziehen können.“

Eine wertvolle Entdeckung

Ein sonniger Julimorgen lag über Wald und See. Noch glänzten die Tauperlen wie Edelsteine an allen Blättern. Im Dickicht gurrten die Ringeltauben, der Pirol flötete ohne Unterlaß, und droben, im tiefblauen Äther zog ein Bussard seine großen Kreise.

Da schoben zwei Kinderhände das Türfell von Rotharis Hütte in die sonnenklare Welt hinaus. Er verschwand und kam bald darauf mit einem Rehfell bekleidet herausgeklettert, gefolgt von einem Mädchen, das etwas älter war. Es waren Ingo und Herta (= Hirtin), die beiden jüngsten Sprößlinge Rotharis. Beide hatten ein Stück kalten Bärenschinken in der Hand, das ihnen die Mutter zum Frühstück mitgegeben hatte. Sie tollten den Abhang zum See hinunter. — Nachdem sie eine Zeitlang im Wasser herumgeplanscht hatten, gingen sie zu der riesigen Tanne, die der Sturm entwurzelt hatte. Wie klagend reckte sie ihre Äste aus dem Wasser heraus. Das Wurzelwerk hatte aus der steilen Uferböschung ein tiefes Loch gerissen. Dort drin entdeckte Herta eine graugrüne Erde, zäh und kleberig, die sich schön formen und kneten ließ. Ton! — „Ich mache jetzt eine Steinmahle, wie Mutter sie hat, wenn sie uns Brot bäckt“, sagte Herta. Sie wollte sich totlachen über die unförmigen Schafe, Bären und Männer, die ihr kleiner Bruder knetete.

Die Stunden vergingen über dem Spiel der Kinder wie im Fluge. Sie bemerkten es gar nicht, wie der Wind aufsprang und sich am Himmel düstere Wolkenberge türmten. — „Kommt nach Hause“, rief der Vater über die Lichtung, „ein Gewitter zieht herauf!“ — Die Kinder ließen ihr Spielzeug unter der breitästigen Buche, deren Zweige fast bis auf die Erde reichten, zurück und sprangen der Wohngrube zu. — Am nächsten Tage brannte die Sonne wieder mit unverminderter Glut hernieder, als Rothari sein Weib zu der Buche rief und ihr das Spiel der Kinder zeigte.

Er schmunzelte über die drolligen Figuren des kleinen Ingo. Die Mutter aber nahm nachdenklich die Tonschale, die Herta geformt hatte, und die nun hart getrocknet war, in ihre Hand.

In den nächsten Tagen sah man Frau Hildegund mit ihrer Tochter eifrig am See beschäftigt. Sie formten nach Mutters Weisung größere und kleinere Tongefäße. Zierlicher und dünnwandiger wurden sie unter der geschickten Hand der Mutter. Das schönste von allen war ein schöner, weitbauchiger Krug mit schmalem Hals. Stolz betrachtete sie ihr Meisterwerk. Dann nahm sie ein dünnes Hölzchen und ritzte damit ringsherum Tannenzweigmuster in den noch weichen Ton. Nun ließen sie alles an der Luft trocknen. — Das waren die erste Gefäße in der Siedlung am Schlochauer See. Als aber Wulfo in eine der Schüsseln Wasser schöpfte, löste sie sich auf und zerfiel. „Zum Wasser taugen die Töpfe nichts“, sagte die Mutter zu dem erschrocken Dreinschauenden, aber wir werden trockenes Fleisch, Pilze, Beeren und nach der Ernte unser Getreide hineinfüllen und es für den Winter aufbewahren. Da kommen auch die Ratten nicht heran.“ Nun trugen sie vorsichtig alle Tongefäße in die Wohngrube und stellten sie sorgsam in einen Winkel.

L. G.

(Wird fortgesetzt)

(Anmerkg.: Mit Erlaubnis des Verfassers entnommen dem Heimatjahrbuch des Kreises Schlochau von 1931.)

Preise drüben

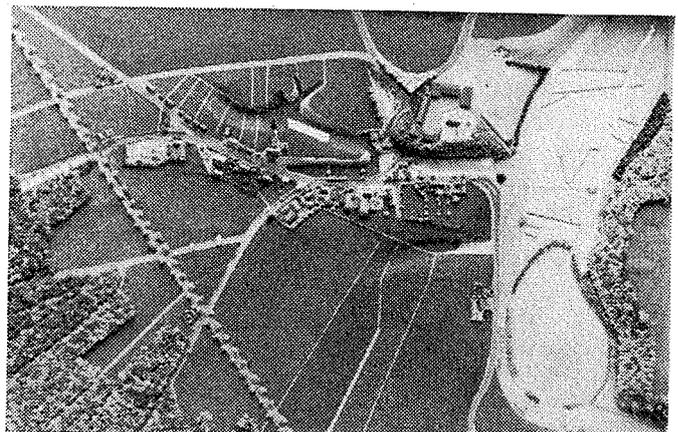
Unsere Päckchen sind nicht überflüssig

„Staatsfahnen“ sind billig jenseits der Zonengrenze. Zum 1. Mai wurden sie bereits zu Preisen ab 4,35 M angeboten, „Rote Fahnen“ gab es schon für 1,75 und selbst fünf Meter lange Dauergirlanden waren für 3,60 Mark zu haben.

Doch Maidekorationen lassen sich kaum für den Alltag verwenden. Was dann gebraucht wird, ist wesentlich teurer. So pries der Konsum in Schwedt an der Oder kürzlich in einer Zeitungsanzeige Silastik- (Kräuselkrepp-) Strümpfe für 12,— Mark und Damenstrumpfhosen gleicher Qualität für schlichte 31,60 Mark. Kinderstrümpfe, angerauht, kosteten in einem Kunstfaser-Mischgewebe je nach Größe zwischen 4,— und 11,— Mark und Herrenkniestrümpfe aus einem Baumwoll-Silastik-Gewebe — hier würden wir es Helanca nennen — gab es für 8,25 Mark. Das HO-Kaufhaus in Angermünde annoncierte Silastik-Keilhosen für Damen zu einem Preis von 150,— Mark und sportliche Damenpullover in ungenannter Qualität für 96,30 M.

Diese wenigen Beispiele sprechen für sich. Jede Hausfrau hier weiß den Vergleich zu ziehen und kann ermaßen, welcher finanzieller Aufwand nötig ist, um zu solchen alltäglichen Dingen zu kommen. War wir hier jedoch immer wieder vergessen ist die Tatsache, daß es selbst diese Waren zu diesen Preisen nicht immer und überall gibt, daß unsere Landsleute oft wochenlang — zum Beispiel — nach Strumpfhosen suchen oder gar Reisen in Nachbarorte nicht scheuen, um irgendein bestimmtes Kleidungsstück zu finden. Der Erfolg icht auch dann nicht immer gewiß.

Es wäre also einfach weltfremd zu behaupten, man könnte heute mit „Päckchen nach drüben“ keine Freude mehr bereiten. Im Gegenteil, noch heute ist Hilfe hochwillkommen — und nicht nur bei Rentnern. Alle freuen sich, wenn ein verständnisvoll zusammengestelltes Päckchen „aus dem Westen“ kommt — es ist zudem und vor allem ein Beweis für unsere Zusammengehörigkeit trotz der Trennung.



Eine plastische Karte von der Gemeinde Pagelkau/Waldau im Kreise Schlochau wurde von unserem Landmann Rudi Meller anlässlich des Heimatkreistreffens in Northeim gezeigt.

„Ponad Miare Ocziwan“ — Übermaß der Erwartungen
(Überschrift im Original)
Schneidemühl hat heute 43000 Einwohner

Bürgermeister Pankau gab der Presse einen Rechenschaftsbericht vor den Neuwahlen.

Die Mai-Ausgabe der „Ziemia-Nadnotecka“, der heute noch immer in Posen gedruckten Monatszeitung für Schneidemühl-Kolmar-Czarnikau-Schönlanke-Deutsch Krone-Wirsitz und Flatow, bringt anlässlich der bevorstehenden Gemeindewahlen ein Interview des Reporters K. Marcinkowski mit dem Vorsteher der Bürgerschaftsvertreter, unserem früheren Stadtverordnetenvorsteher in etwa, besser aber noch dem jetzigen Bürgermeister, dem von Schneidemühl Spätaussiedlern volle Anerkennung gezollt wird.

Da der Artikel fast die ganze Titelseite der nur ein Doppelblatt umfassenden Zeitung einnimmt, beschränken wir uns auf einen Auszug aus dem Interview.

Auf die Frage an den Vorsitzenden des Stadtrates, Magister „Henryka Pankaua“, ob alle Vorhaben des letzten Vierjahresplanes von 1965 ausgeführt sind, antwortete dieser unter Vorbehalt, daß gewisse Arbeiten des Wahlprogrammes sich auch im neuen Plan wiederholen würden, trotzdem aber der Plan in seinen Hauptaufgaben erfüllt worden sei. Heute betrüge der Erwerbszuwachs soviel, wie 17 000 Arbeiter auf 43 000 Einwohner ausmachten. Die industrielle Produktion liege um 15,5% höher als 1964, in „Lumen“ (Glühlampenfabrik) sogar um 50%. Der Export sei um 58% gestiegen — zur Zeit ginge ein Viertel der gesamten Schneidemühler Industrieproduktion ins Ausland. Jeder Einzelne habe eine Mehrleistung von 20% erreicht. Das habe natürlich auch Einfluß auf den Nettoverdienst des Arbeiters, der in der Industrie bis 2200 und im Bau bis 2300 Zloty anstieg. Die großen Fortschritte in allen Bereichen des Lebens könnten die Fehlschläge in der Innehaltung des Plansolls verdecken, z. B. Turnhalle für die Volksschulen 2 und 4 (unsere alte III u. IV. Gem.-Schule). Die zur Verfügung stehenden materiellen Mittel seien aber bestens für die Modernisierung des Krankenhauses ausgenutzt.

Auch die „DOKP“ (Eisenbahndirektion) habe ihre Aufgabe nicht erfüllen können. Dadurch sei die Modernisierung der Bahnhöfe und Betriebe noch nicht voll erreicht. Auf der anderen Seite aber hätten die vielen Fahrten der regierenden Organe durch die Unterstützung und Opferbereitschaft der Bevölkerung (sprich Pflichteinsatz, nicht bezahlte Arbeitsstunden im Übersoll, dem sich niemand entziehen kann) viele positive Effekte erzielt, die nicht vorgeplant waren, wie zum Beispiel: Eröffnung des Lehrhauses mit Club und pädagogischer Bibliothek, den Aufbau des Kulturhauses für Kinder und Jugend, vieler Handspavillons (Kioske), von Gaststätten in der Vorstadt, die Verbesserung in der Beleuchtung — bis zu 300 Straßenlaternen wurden neu aufgestellt, den Aufbau eines neuen Feuerwehrdepots und die Schaffung eines modern geplanten Platzes (Neuer Markt).

2. Frage: „Welche Arbeiten, die im letzten Kader außer den erwähnten ausgeführt sind, glauben Sie, sind noch wichtig zu erläutern?“

„Da ist vor allem die Ausfüllung und sogar Überschreitung der Planziele trotz der vielen Gagen in den baulichen Maßnahmen. Die Arbeitseffekte sind sehr deutlich: In den letzten 4 Jahren kamen 36 Geschäfte, 7 Handspavillons, 2 Apotheken und 4 Gaststätten hinzu. Es wurden 2 Brücken gebaut, eine Technikum-Nachwuchsschule der Erdölgesellschaft, eine Volksschule (Birkenweg, Karlsberg) und eine Erziehungsanstalt mit Internat — 300 Plätze — (Karlsbergstr.), zwei Spielschulen, ein Busbahnhof (Hauptknotenpunkt aller Buslinien, der jetzt auf dem Wilhelmplatz liegt). Die Grundberufsschule bekam einen Aufbau. Man begann mit dem Bau eines mechanischen Technikums (Berufsschule am Landestheater).

„Weiter wies Bürgermeister Pankau auf die industriellen Investitionen hin, den Bau der Zementwarenfabrik (Baulemente und Fertigteile, Selgenauer Str.), als Filiale des Posener Werkes (ursprünglich in der Kiesgrube Hasenberg, die aber an den Kreis Deutsch Krone ging) und die neue Abteilung der Dachpappenfabrik (Gildemeister, Berliner Str.), die er als sehr wichtig bezeichnete, weil sie Frauenanstellung ermöglichten. Darüber hinaus seien auch ein Straßenbautechnikum, eine Baugrundschule, ein Technikum für Arbeitende (eine Art Volkshochschule als Abend-schule, die mittlere Reife ist Voraussetzung für jede Angestelltenposition) und eine Gemeinschaft für Oekonomiestudierende geschaffen worden.

Die 3. Frage, ob die vor 4 Jahren formulierte und festgelegte Planung nach der Konsultation der Bevölkerung von seiten der Einwohner nicht nur als Formalitätssache angesehen werde, veranlaßte den Bürgerschaftsvorsteher zur nachdrücklichen Feststellung, daß die Ausführung solch wichtiger Produktions- und In-

vestitionsaufgaben ohne die Mitwirkung und den Einsatz aller Einwohner der Stadt nicht möglich wäre. „Dies Engagement hat ein zusätzliches Gesicht erhalten in zahlreichen freiwilligen Arbeitseinsätzen, dank derer entstanden: Der Neue Markt, das Rondell (Kreisverkehr) Albrechtstr., das Stadion, der Fernsehturm (auf dem Hochhaus Ecke Mühlen-Wasserstr.) und das Urlaubszentrum (am Plötzensee in Albertsruh). Große Arbeit leistet die Bevölkerung beim Aufräumen nach dem Bau der Wohnblöcke (Wert 1,5 Millionen Zloty). Weiter wies Henryk Pankau auf die Anteilnahme der Bevölkerung an der 1000-Jahr-Feier des polnischen Staates, dem 25jährigen Bestehen der polnischen Wehrmacht, der 50-Jahr-Feier des polnischen Sängerbundes neben den anderen Vorkommnissen hin. Er erwarte eine gleiche positive Einstellung der Schneidemühler zum nächsten Plan, der auch in den Rahmen des Generalplanes einbezogen werde.

Heute bin ich in aller Munde

Eine Kartoffel erzählt von der Geschichte ihres Daseins

Die Tatsache, heute in aller Munde zu sein, hat mich viele Jahre meines Lebens gekostet. Darf ich mich vorstellen: „Kartoffel“. Ich weiß, ich bin die banalste Gemüsesorte der Welt. Früher war das ganz anders. Auf einem Denkmal in Braunlage im Harz steht die Inschrift, daß im Jahre 1748 erstmals hier Kartoffeln angebaut wurden. Damals war ich noch geachtet und mit Ehren überhäuft.

Auf den weiten Hochflächen der südlichen Anden von Chile und Peru bin ich zu Hause und dort verströmen meine Blüten auch einen zauberhaften Duft. Die Inkas, die edelsten Söhne des Landes, schätzten uns längst, ehe Europa uns kannte. Die erste Begegnung mit Europäern war ein bitteres Erlebnis für uns.

Man schrieb das Jahr 1537. Da stürmte ein spanischer Konquistador in unser Dorf. Seine ausgehungerte Söldnerschar stürzte sich gierig in die Hütten der entsetzten Bewohner, durchwühlte alles und schrie: „Gold, Gold!“ Gold suchten sie, aber uns fanden sie. So lernten wir uns kennen. Wir stillten ihren Hunger. Noch ahnten die Männer nicht, welcher Reichtum aus unserer bescheidenen Knolle fließen würde; größer und dauerhafter als sämtliche Kostbarkeiten, die sie den Inkas raubten.

Sklavenhändler brachten uns nach Irland, doch keiner beachtete uns. Spanien und Portugiesen nahmen uns als „Souvenir“ mit. Der Stadtpräfekt von Mons „Sivry“ schickte zwei Kartoffeln dem Betreuer der kaiserlichen Gärten Wiens und Drake brachte seinem Freund Gerard in London für seinen Botanischen Garten einige von uns mit, damit diese seltene Pflanze im Reigen der anderen Exoten nicht fehle. Aber man glaubte lange nicht an unseren Wert, und nur als Zierde schmückten wir die Gärten der Fürsten.

Ja, lange Zeit glaubte man sogar, daß Aussatz, Rachitis und Lungenschwindsucht durch den Genuß von Kartoffeln entstehen würden. Erst viel später kamen wir, zunächst als Delikatesse, auf die Tische der Reichen.

In Deutschland war es Friedrich der Große, der mit drastischen Maßnahmen in den Hungerjahren nach dem Siebenjährigen Krieg Anbau und Verbreitung von Kartoffeln erzwang, bis wir von keinem deutschen Mittagstisch mehr wegzudenken waren.

Als Kriegsgefangener lernte der Apotheker Antoine Parmentier uns kennen und lieben. Als er nach Frankreich zurückkehrte, machte er soviel Aufhebens von uns, daß Ludwig XVI. ihn kommen und Vortrag halten ließ. Er schenkte Apotheker Parmentier am Rande von Paris ein Stück Land und ließ dessen Kartoffelfelder von seinen Soldaten bewachen, damit die kostbaren Früchte nicht gestohlen wurden. Eines Nachts aber schickte Parmentier die Soldaten heim — damit gestohlen werden konnte. Die Diebe, Pariser Garten- und Grundstücksbesitzer, sollten seine Kartoffeln als Saatgut verwenden. Er hatte sich nicht verrechnet, seine Kartoffeln wurden gestohlen und überall baute man jetzt Kartoffeln an. Kein Wunder, daß man nach seinem Tode Kartoffeln auf sein Grab pflanzte. Als zu Beginn dieses Kartoffelanbaus die ersten Felder in Blüte standen, schmückte sich Maria Antoinette mit unseren Blüten.

Das alles ist lange her. Heute sind wir in aller Munde und nur in Notzeiten, Kriegsjahren und Hungerperioden, gewinnen wir wieder Achtung und Wertschätzung.

(Aus: Northeimer Neueste Nachrichten)

Arbeitsplätze für Frauen

Waldenburg — Um die gegenwärtig herrschende Frauenarbeitslosigkeit zu beseitigen, sollen nach Plänen der polnischen Verwaltungsbehörden bis 1985 in Waldenburg, Hirschberg, Görlitz und Lüben neue Betriebe geschaffen werden, in denen hauptsächlich Frauen Arbeit finden, schreibt die Zeitung „Slowo Polskie“.

Neubraa

Johann Daniel Nehring (geb. 1783, gest. 1851) war von 1804 bis 1845 Gutsherr in Neubraa. Er erfüllte die Erwartungen seiner Mutter, daß er den Besitz erhalten und in die Höhe bringen würde, nicht. Der junge Gutsherr wirtschaftete unglücklich und hatte wenig Erfolg. Außerdem waren wieder Feinde im Lande. Das altberühmte preußische Heer unterlag Napoleon I. Ganz Preußen wurde von den Franzosen überschwemmt. Auch durch Neubraa kamen die Sieger und suchten Bauern mit ihren Pferden, die sich dort in den Wäldern und Mooren versteckt hielten, weil sie kein Vorspann leisten wollten. Die harten Friedensbedingungen lasteten schwer auf dem Volke und seiner Wirtschaft. Ein Lichtblick in diesen schweren Zeiten war, daß 1808 der langjährige Prozeß endete, der der Familie Nehring alle umstrittenen Gebietserweiterungen als erbliches Eigentum zusprach.

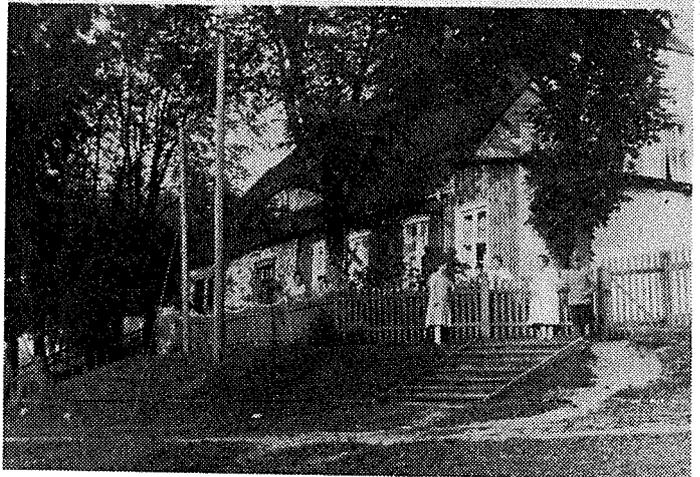
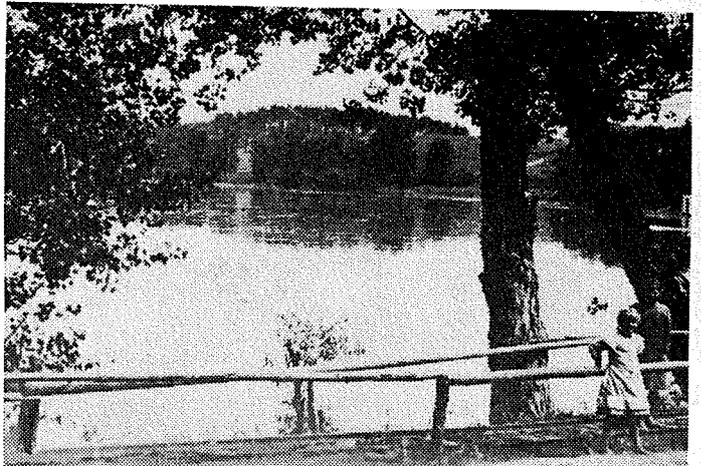
Die Stein-Hardenbergschen Reformen brachten die Gewerbefreiheit. Die Privilegien der alten bestehenden Mühlen wurden aufgehoben, und neue moderne Werke konnten überall gebaut werden. Die beginnende industrielle Revolution ließ manchen Kleinbetrieb eingehen. Die Neubraaer Papiermühle war veraltet, und das Werk verschlechterte sich zusehends. Die Zufahrtswege befanden sich in keinem guten Zustande. Die Gewerbefreiheit garantierte nicht mehr die Zulieferung der Hadern aus dem Schlochauer Kreise. Die Lumpen konnten an jedermann, der am meisten bot, verkauft werden. Unter diesen veränderten Zuständen blieb die Papiermühle ohne Pächter. Johann Daniel kümmerte sich wenig um die Papierherstellung. Die Gutsherrin persönlich und ihr Hauspersonal arbeiteten emsig an der Papiergewinnung. Doch der Ertrag kann nicht erheblich gewesen sein. Die Konkurrenz der neuen modernen Papiermühlen war zu groß. Während einer Bestandsaufnahme nannte man die Papiermühle auch „Walk- und Olmühle“. Vielleicht wurde dieser Nebenerwerb betrieben, wenn der Papierabsatz stockte. 1820 ging Müllermeister Lietz nach Damerau und übernahm die dortige Mahl- und Walkmühle in Erbpacht. 1820 gab Alexander August Mützel ein „Neues topographisch-statistisch-geographisches Wörterbuch des Preußischen Staates“ heraus. Bei Neubraa steht folgende Eintragung: Kgl. Dorf im Amte Schlochau, gehört zur Poststation Neuguth und wird von 73 Seelen bewohnt.

Johann Daniel Nehring war den gewaltigen Anforderungen, die das große Gut und die 3 Mühlenwerke an ihn stellten, nicht gewachsen. Hinzu kam noch, daß er allzuoft in den Nachbarorten weilte. Sein Leben hat ein Lietz, der aus Bölzig stammte, handschriftlich aufgezeichnet. Ich habe diese Mitteilungen nicht gelesen, sie werden auch nicht mehr erhalten sein. Johann Daniel begann mit dem Bau des neuen Herrenhauses, aber vollendet hatte er es nicht. Als der Rohbau stand, zogen die Lumpenfahrer dort hinein. Auch die neue Hofanlage, sowie den neuen Gutsark durfte Johann Daniel schon geplant und die schwere Arbeit der umfangreichen Erdplanierungen vor und hinter der Brahe begonnen haben. Das neue Herrenhaus entstand auf einem Gelände, das die Form eines Burgwalles hatte. Eine riesengroße Scheune wurde errichtet, die noch zu unserer Zeit in Betrieb war. Ich habe immer wieder gestaunt, wie wenig Eisenmaterial in dem Riesenbau steckte. Auf dem Giebel befand sich ein altes Storchennest. — Im Gebiet der Bernsteinkuhlen wurde Bernstein im Tagebau gesucht. Die entstandenen Erdlöcher ebnete man wieder ein, während die Prechlaumühler sich diese Mühe nicht machten. In der nächsten Umgebung des Dorfes wurden viele Linden gepflanzt. Diese waren der Bienenzucht sehr nützlich. Honig diente als gesundes Nahrungsmittel, u. a. wurde er auch zum Süßen der Speisen gebraucht. Wachs, zu Kerzen verarbeitet, brachte Licht in das lange Dunkel der Winterabende. Der Hochwald warf als Nutzholz keinen Gewinn ab, die Transportwege waren zu lang und zu sandig. Aber Pottasche, ein kohlen-saures Kalium, von Holz-asche durch Auslaugen gewonnen, kaufte die Glashütte in Ferdinandshof bei Heidemühl. Ferner fand Pottasche bei der Seifenherstellung Verwendung.

Um 1840 wurde die Papiermühle modernisiert und wieder verpachtet. Die Produktion litt aber darunter, daß nicht genügend Hadern zu beschaffen waren. Es mußte nach Ersatzstoffen gesucht werden. Die Papierbogen sahen jetzt blaßgrün aus, waren dünner und hielten keinen Vergleich aus mit dem haltbaren alten Neubraaer Büttenpapier. Dieses neue Papier habe ich in den Schlochauer Gerichtsakten gesehen. Frau Funke bewahrte den Tauschein ihres 1866 gefallenen Bruders Fritz Sieg aus Bölzig auf, der auf dem blaßgrünen neuen Papier beurkundet war. Geschrieben und gelesen wurde in damaliger Zeit sehr wenig. So wurde im Nachbardorfe Bölzig nur eine einzige Zeitung gehalten, die von den Bauern gemeinsam bezahlt und

Geschichte eines Dorfes im Kreise Schlochau (4) Von Alfred Schulz-Neubraa

im Dorfkrüge gelesen wurde. Die Neubraaer Papiermühle wurde trotz aller Wiederbelebungsversuche ein Opfer der neuen industriellen Zeit und im Jahre 1845 endgültig stillgelegt. Kohle, Dampf und Eisen gestalteten den menschlichen Arbeitsbetrieb völlig neu, und es hieß überall: „Zeit ist Geld“. Ein neuer, ja-gender und hastender Geist war über die Erde gekommen, ein Raffes und Schaffens erweckte das fieberhafte, moderne und nervöse Leben. Die sozialen Gegensätze in der deutschen Bevölkerung wuchsen.



1. Der Dorfteich in Neubraa. 2. Das Gutshaus in Neubraa.

Drei Töchter des Johann Daniel Nehring verheirateten sich mit Gutsbesitzern: 1) Jeanette 1827 mit Major August Schmidt in Prechlaermühl. 2) Hulda 1835 mit Ferdinand August Wagner in Adl. Damerkau, Kreis Bütow und Todenhausen, Kreis Köslin. 3) Adolfine mit Hermann Moeck, Kaltenhagen, Kreis Köslin.

1845 übernahm Ferdinand Nehring (geb. 1815) das väterliche Erbe. Seine forschende, stattliche Erscheinung und sein wirtschaftlicher Erfolg fanden nach Jahrzehnten noch rühmliche Erwähnung. Er verheiratete sich 1841 mit Angelika Ströhlke, der einzigen Tochter des Rittergutsbesitzers Karl August Ströhlke in Chernitz, Kreis Konitz. Seine junge Frau brachte außer den riesigen Ländereien noch eine viertel Tonne Gold in die Ehe mit. Als der Hofmeister Landmesser diesen Schatz vom Wagen hob, rief er seinem Arbeitskollegen zu: „Komm hilf anfassen! Du solltest bloß einmal wissen, was darin ist!“ Chernitz war ein adliges Rittergut. Ein Teil von dem adligen Titel ging nun auch auf Neubraa über, und es gehörte nun zu den halbadligen Gütern im Gebiete Schlochau. Später, als Chernitz verkauft wurde, ging unserm Gut diese Eigenschaft wieder verloren, und es erhielt wieder die Bezeichnung „Kölmisches Gut“. Dieser Name geht auf das Jahr 1233 zu Kulm zurück. Der Deutsche Ritterorden verlieh diese Güter als persönliches Eigentum an Grund und Boden, befreit von allen gewöhnlichen Naturaldiensten. Der Zins wurde an die Ämter gezahlt. Bei der Vererbung waren die Geschlechter gleich. — Ferdinand Nehring kaufte von der Neuguther Beutnerei, als diese einging, ein großes Stück Land und vertauschte es gegen die „Rieselei“,

den „Grewingsbusch“ und die Verbindungsstücke dazwischen. So reichte nun Neubraa bis an den „Modderfluß“. Dann ging es weiter bis zur Müllerwiese, bis zu dem Urwald, dem Aschenhof, dem Kumsthof (= Bartshof) und dem Blauenort. Zeitweise reichte Neubraa bis Fortbrück, Rapenort und Drekwenort. Das Kramskland (bei Fortbrück) wurde gegen das Hellwigbruch (bei Eisenbrück) vertauscht. Am Krummen-See kam Paschkenwerder zu Neubraa, wahrscheinlich hat es die Forstverwaltung gegen Weideabfindung gegeben. Die ganze Viehweide im stattlichen Walde war hiermit aber nicht abgelöst; denn für die Restablösung der Viehweide bekam Nehring noch bares Ged.

Das angefangene Herrenhaus wurde vollendet und für das junge Paar modern eingerichtet. Die Schwiegereltern Ströhke wohnten auf den Oberstuben. Die Fertigstellung des neuen Gutsarkes übernahm ein Kunstgärtner, der ein prächtiges Panorama durch Einschluß mächtiger Linden und einer uralten Ulme schuf. Späterhin war es der mächtigste Baum seiner Art in der ganzen Provinz Westpreußen. Seit 1909 kennzeichneten ein Gitter und eine Tafel diese Ruster als Naturschutzdenkmal. In der Mitte des Parkes lag ein Teich. Seerosen und andere Wasserpflanzen gediehen prächtig, und zahlreiche Goldfische lebten das Wasser. Pfauen schlugen Räder, Truthühner hielten sich zwischen den Bäumen auf und viele Tauben flatterten über dem Hof und den Dächern. — Die Bodenplanierungen, die Ferdinands Vater begonnen hatte, wurden fortgesetzt und beendet. Viele Terrassen an Bergabhängen veränderten das Landschaftsbild. Der riesige Bretterstapelplatz wurde eingeebnet, so daß eine Fläche von der Brahe bis zum Friedhof zur Verfügung stand. Welche Erdbewegungen behoben werden mußten, konnte man an einem Bodenloch erkennen, das nicht ganz zugeschaufelt worden war. — An der Unterbrahe hatten einige Steinforter Bauern Wiesen. Diese tauschte Nehring gegen Flächen an der Oberbrahe ein. Sie waren bis in die neueste Zeit hinein noch Eigentum der Steinforter, wenn der Ertrag auch gering war. Ferdinand Nehring wollte das Brahwasser bei der Schleusenbrücke anstauen, um das Langholz besser die Brahe hinabzuführen. — Der Gutsherr ließ viele Arbeiterwohnungen neu errichten, die am Wege zum Friedhof standen. Alle Ställe wurden erneuert. Es waren der lange Stall bei der Schule, sowie die Gebäude, die von der Mahlmühle bis zum Bölziger Weg reichten. An der andern Seite der Brahe (am Bölziger Weg) befanden sich zwei Scheunen und ein Schafstall, der mit einem Wassergraben umgeben war.

Unterwegs - Erinnerungen an Gifhorn

von Bruno Liebsch, Bückeburg

Im Sauerland löste sich die militärische Einheit im Frühjahr 1945 auf. Nach Hause konnte keiner, der seine Heimat im Osten hatte. Auf den nun einsetzenden Irrwegen sah man manch schönes Fleckchen des westdeutschen Vaterlandes.

So führte mich mein Weg mehrmals über Hagen, nachdem ich die fürchterliche Zerstörung in einer Bombennacht miterlebt hatte; sodann weiter über Wuppertal — Siegerland — Minden — Hannover über Celle — Lüneburg und dann endlich auf Umwegen nach Gifhorn. Wer ahnte damals, daß dieser erste „Ruhepunkt“ von unbestimmbarer Dauer später einmal Patenstadt des Kreises Flatow werden sollte! —

Mitten in der „Heide“ gelegen — ein schönes Städtchen. — Die ursprüngliche Heidelandschaft wurde im Laufe der Zeit durch steten Fleiß der Bewohner in fruchtbare Äcker umgewandelt. Auf den Feldern gedeihen besonders Kartoffeln und Korn.

Die Hausbesitzerin, bei der ich untergebracht war, wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Wahrscheinlich tot — vermißt beziehungsweise in Gefangenschaft. Wer konnte etwas sagen? — Der Trost klang unglaubwürdig. In der Nähe wohnte eine Frau aus Posen, die mich auch gern aufgenommen hätte! — Die Gastfreundschaft wird hier wirklich groß geschrieben. . . . Die alte Oma erinnerte mich in ihrer gütigen Art an meine daheim. — Selbst Schuhreparaturen wurden liebenswürdigerweise sofort ausgeführt. Worauf sollte man sonst laufen, da man nur ein Paar hatte?

Eines Tages kamen amerikanische Soldaten auf den Hof — sie schauten nach mir. Da es sehr heiß war, erbaten sie etwas Wasser zum Trinken. Nach ein paar freundlichen Worten gingen sie wieder von dannen. Inzwischen wohnten bald noch andere Landsler bei dieser Familie. Unter anderem erzählte einer, er sei im Schneidemühler Rathauskeller eingekerkert gewesen. Zufällig sei ein Mädchel vorbeigekommen, das ihm eine Feile zusteckte, und nachdem er die Gitterstäbe durchgefeilt hatte, sei er bei

Das „Topographisch-statistische Handbuch“, das E. Jacobsen 1868 herausgab, berichtete über Neubraa: Das Gut gehörte zum Polizeibezirk Schlochau; die ev. Einwohner waren nach Schwesin, die kath. nach Prechlau eingepfarrt; die Schulkinder gingen nach Bölzig (den Schulweg zwischen Schwarzen Kuhnken); Kreis gericht = Schlochau; Poststellbezirk = Prechlau; Größe = 4689,55 magdeburgische Morgen; Gebäude überhaupt = 32, davon privat = 8; Einwohnerzahl = 94 (49 Ev., 45 Kath.); Grundsteuer = 48 Reichstaler; Gebäudesteuer = 8 Reichstaler.

1872 brannte die Papiermühle ab. Sie wurde nicht mehr aufgebaut. Auf den alten Fundamenten sind wir als Kinder herumgeturnt. Eine der letzten Frauen, die in dem Werk noch gearbeitet hatte, und die ich persönlich kannte, war die alte Frau Birkholz in Prechlauer Mühl.

Ferdinand Nehring war ein tüchtiger Landwirt, der das Gut Neubraa und das Rittergut Chernitza bewirtschaftete. Da kamen die vermeintlichen Erben Sorgatz aus Baldenburg wieder und klagten beim Gericht, obwohl seit der Erbaueinandersetzung über 100 Jahre vergangen waren. Die Eingabe hatte weder Hand noch Fuß, strotzte voller Irrtümer, und der Erfolg blieb versagt. Aber das Schriftstück war im Staatsarchiv Berlin-Dahlem hängen geblieben, und ich habe es selbst gelesen.

Ferdinand Nehring starb 1878. Seinen Kindern hinterließ er ein beachtliches Vermögen: 1.) Edwin (geb. 1842) wurde Herr in Neubraa, 2.) Reinhold (geb. 1843) bekam das Rittergut Chernitza bei Konitz, 3.) Melida (geb. 1845), verheiratete sich 1868 mit Friedrich Zielke, Rittergutsbesitzer in Stresow, Kreis Stolp, später in Hohen-Scharsow und Labuhn, Kreis Stolp, 4.) Gustav (geb. 1847), unverehelicht als kgl. preuß. Sekonde-Leutnant 1879 in Swinemünde verstorben, 5.) Elvira (geb. 1854), verh. 1873 mit Karl Wagner, Rittergutsbesitzer auf Adl. Damerkau, Kreis Bütow.

Alfred Schulz
3 Hannover-Kirchrode
Steinbergstraße 14, Tel. 52 08 34

Nacht und Nebel geflohen. . . Da ich keine Papiere besaß — wohl einen Entlassungsschein der militärischen Einheit — das Soldbuch war auch abhanden gekommen — zog ich es vor, Gifhorn zu verlassen. In die Gefangenschaft wollte ich nicht mehr! . . . Mit einer Empfehlung einer Frau L. und einem Brief an ihren Mann ließ ich mich auf einem Lastauto nach Hannover bringen, da gerade ein Transport von der Stadt Gifhorn zusammengestellt wurde. — Hier wohnte ich Pfingstsonnabend und -sonntag. Herr L. in Hannover schwebte bereits in tausend Nöten, bevor ich ankam, weil er solange nichts von seiner Frau gehört hatte. In Hannover sah ich viele Landsler in Gefangenenerlagern, die von Zivilisten „Liebespäckchen“ erhielten; denn es war ja Pfingsten! — Ich hatte genug von einem kurzen Aufenthalt in einem Camp bei Beckum. Dennoch stand ich kurz davor, mit den Kameraden das selbe Los zu teilen. . . .

Meine Hoffnung, nach Mecklenburg zu wandern, um mich mit meiner dorthin evakuierten Schwester zu treffen, begrub ich endgültig. Später siedelte sie nach Rottweil um. . . .

Am Kanal zog ich nun weiter in Richtung Stadthagen/Bückeburg. Je weiter ich kam, umso verlassener fühlte ich mich; denn wohin sollte mich der Weg überhaupt führen? — Dennoch nahm ich alles an Naturschönheiten in mich auf; u. a. machte ich einen Abstecher zum „Blauen See“. Nachts wohnte ich in einem Bootshaus. Liebe Leute, die auf die Heimkehr ihres Sohnes warteten, beköstigten mich. Von polnischen Fremdarbeitern blieb ich verschont. Ich hatte ja nichts weiter, als was man auf dem Leibe trug. Von Hannover kam ich in Bückeburg spät abends an. Doch leider waren die mir empfohlenen Leute nicht in der Lage, mich zu beherbergen. Doch auf einer zweiten Stelle klappte es dann. Hier traf ich Propst Koiky, früher Kaplan in Schlochau. Nach Gifhorn kam ich bisher noch nicht, um meinen persönlichen Dank für die damalige freundliche Aufnahme zu sagen, sooft ich es mir auch vornahm; deshalb möchte ich auf diesem Wege der Stadt Gifhorn — der Flatower Patenstadt — meinen herzlichen Dank aussprechen.

Büchenschließer

Eine Erzählung

Die Morgenstunden ihres Silberhochzeitstages gehörten der Familie. So hatten es sich Inge und Heinrich Fichtel ausbedungen. Und daran hielt man sich auch allseits. Man hatte in aller Ruhe gefrühstückt, ein kleines Konzert der schon erwachsenen Kinder angehört und bestaunte gebührend ihre Geschenke. Etwas unschlüssig hielt die Silberbraut eine mit feiner roter Samtfolie beklebte Dose in der Hand, auf der in Spiegelschrift eine silberne „25“ prangte. Heinrich nahm sie ihr ab, untersuchte sie mit Kennermiene, kam aber offensichtlich auch zu keinem rechten Ergebnis. „Na, dann will ich euch mal erlösen!“, lächelte Heike und gab der Mutter ein Stichwort: „Dosenöffner benutzen! Aber Vorsicht! Auf den Inhalt kommt es an!“ Heike, zur Zeit Philosophiestudentin in Freiburg, tuschelte mit Werner und Gerhard, ihren beiden ebenfalls studierenden Brüdern. Unter Anteilnahme der ganzen Familie öffnete die Mutter vorsichtig die Dose. Zum Vorschein kamen Rezeptblätter, die kunstvolle Schrift und die Ausdrucksweise der alten Feinschmecker und Küchenmeister einer längst verbliebenen höfischen Zeit täuschend echt nachahmend. Werner, der älteste, überreichte nun dazu die Hauptsache, ein Fonduegerät, und meinte gelassen: „Wenn du alles durchprobiert hast, liebe Mutti, stellen wir uns gern als Gäste ein. Was euch am besten geschmeckt hat, genießen wir dann als eine besondere Leckerei!“ „Damit es euch an den geeigneten Bestecken nicht mangelt, nehmt diese hin!“, sagte Gerhard, verschmitzt lächelnd.

Heike schwärmte von Freiburg. „Ihr glaubt ja gar nicht, was man in den alten Gäßchen dieser schönen Stadt alles entdecken kann. Natürlich ist vieles auf Fremdenverkehr zugeschnitten. Aber immer wieder stößt man auf aparte Läden. Ganz besonders hat es mir ein winziges Antiquitätengeschäft angefallen. Ach, wenn ich nur genug Geld hätte!“ Der Vater lachte: „Es würde dir nicht schwer fallen, im Handumdrehen viel davon auszugeben. Das wissen wir!“ Heike protestierte: „Gar nicht! Aber so kleine Kostbarkeiten möchte man manchmal doch schrecklich gern haben! — Übrigens, neben diesem exquisiten Laden hat sich ein Büchenschließer niedergelassen, der ganz gut davon lebt, die Souvenirs aus dem Geschäft nebenan in solche Büchsen einzulöten, wir ihr eine bekommen habt.“ Die Mutter ergänzte: „Deine ist sicher viel schöner, jedenfalls für uns, weil sie so ganz persönlich gehalten ist.“ „Büchenschließer, Büchenschließer“, sann der Vater, „bei der Gelegenheit fällt mir Rosenthal ein, ein Mann von der gleichen Zunft. Weißt du noch, Mutter?“ Sie nickte nachdenklich: „Sicher, Heinrich, für die Menschen der damaligen Zeit war der Inhalt der Dosen, die er verschloß, ganz sicher nicht weniger kostbar. Nur das Geschäftmachen verstand er nicht so gut wie offensichtlich dein Büchenschließer in Freiburg.“ „Ach, erzählt doch einmal von diesem Rosenthal! Haben wir den auch noch kennengelernt?“, bat Heike. Da auch die Brüder nickten, antwortete der Vater ernst: „Ihr seid alle drei manchmal mitgewesen, wenn Mutter oder ich unser Eingemachtes haben in Büchsen verschließen lassen.“ „Achso“, meinte die Tochter etwas gedehnt und sichtlich enttäuscht. Der Vater lächelte: „Mit dem alten Rosenthal hatte es aber noch eine besondere Bewandnis. Es ist ganz gut, wenn wir uns einmal wieder daran erinnern. Wißt ihr, der war eigentlich Ingenieur, nach dem Kriege aus der Heimat vertrieben worden und hatte sich in einem der alten Häuser an der Witwenkoppel eine kleine Werkstatt eingerichtet. Dort verschloß er auch Büchsen und erledigte alle damals möglichen Arbeiten im Maschinenbau. Das ist aber alles gar nicht so wichtig. Wesentlicher ist ein Erlebnis, das ich einmal hatte, als ich ganz unbemerkt in den Vorraum der Werkstatt getreten war und einen Augenblick wartete, weil ich von drinnen laute Stimmen hörte und nicht stören wollte. Der alte Rosenthal fragte gerade seine Frau: ‚Von wem ist denn diese Dose hier, Miene? Die ist ja knapp halbvoll?‘ Ich stellte mir vor, wie sich die Alte mit ihren etwas kurzsichtigen Augen über die Dose beugte. Es dauerte nämlich einen Augenblick, bevor sie antwortete: ‚Die ist doch von der Knees!‘ ‚Wer ist denn das?‘ ‚Weißt doch, Peter, die Witwe mit dem Sohn, der noch immer in Gefangenschaft ist!‘ ‚Ist der Junge denn immer noch nicht wieder da?‘ ‚Nein, aber er schreibt doch wenigstens regelmäßig. Es geht ihm wohl auch nicht so schlecht, seit die Mutter Pakete schickt!‘ ‚Armer Kerl!‘, hörte ich Peter Rosenthal brummen. Aber es war immer noch nicht auszumachen, daß die Dose nun geschlossen wurde. Der Büchenschließer dachte offenbar nach. Dann hörte ich ihn wieder fragen: ‚Ist die Knees nicht arbeitslos?‘ ‚Ja, sonst hat sie immer die Schule reingemacht. Aber das kann sie nun nicht mehr mit ihrer Tuberkulose!‘ ‚Was meinst du, Miene, ob wir wohl noch soviel Fett übrig haben, daß die Dose voll wird? Wie sieht das denn aus, wenn die Dose halbvoll Luft nach Rußland reist?‘ ‚Für die Knees bedeutet die halbe Dose voll sicher schon ein großes

Opfer!‘ ‚Bitte, Miene, halt den Mund und trage es nicht in die Nachbarschaft! Auch die Knees soll nichts davon wissen. Aber in Zukunft wollen wir dafür sorgen, daß anständig etwas in der Dose ist!‘ Ich glaube, in dem Augenblick mußte ich mich gerade räuspern. Sofort erschien auch der grauhaarige Kopf des Büchenschließers in der Tür. ‚Hast du was gehört?‘, fragte er. ‚Alles, aber ich kann schweigen. Meine Hochachtung, Peter!‘ Wenn ich es recht bedenke, haben beide Büchenschließer zu ihrer Zeit das Richtige getan, jeder auf seine Weise! „Kinder, ihr glaubt gar nicht, wie wir uns über euer Geschenk freuen!“ beendete die Mutter dieses Gespräch.

Hanke Bruns

Unsere Heimattreffen

Ortsverband Osnabrück und Umgebung

Der Ortsverband Osnabrück und Umgebung hielt am Sonntag, dem 4. Mai 1969, in der Gaststätte „Sängerheim“, Osnabrück, eine Versammlung ab. Der 1. Vorsitzende, Landsmann Franz Flatau, begrüßte die anwesenden Schlochauer und Flatower Landsleute. Die Versammlung gedachte zunächst der in vergangener Zeit verstorbenen Mitglieder: Frau Emma Dahlke, Josef Semrau und des langjährigen Vorsitzenden Aloys Spors. Landsmann Johannes Buchweitz, Celle, rief die Landsleute auf, sich in Northeim und Gifhorn zu beteiligen. Er forderte alle Anwesenden auf, die Osnabrücker Ortsgruppe weiterhin zu erhalten. Eine bessere Beteiligung und vermehrte Veranstaltungen sollen hierzu beitragen.

Grenzmärker-Treffen in Stuttgart am 27. Juni

In den „Olgastuben“ in Stuttgart (Olgastr. 63, Ruf 23 48 39) trafen sich am Freitag, dem 27. Juni 19.30 Uhr erstmalig die Grenzmärker im Raum zu einem Heimatabend, in dem Lichtbilder aus der Regierungsstadt Schneidemühl einst und heute gezeigt werden. Alle Hfd. im Raume Stuttgart und Umgebung sind herzlich zu dem Abend der PLM eingeladen, der gleichzeitig der Gründung einer „Grenzmarkgruppe“ Stuttgart dienen soll. Helmut Wernick, 705 Waiblingen, Friedrich-Schofer-Str. 52, Tel. 5 82 48, ist Initiator.

Baldenburger Treffen am 29. Juni 1969 in Berlin im Lokal „Der Turm“, Neukölln, Sonnenallee 127

Wir treffen uns auch wieder am Vorabend, dem 28. Juni ab 19 Uhr zu einem gemütlichen Beisammensein in diesem Lokal und werden die im Vorjahre aufgenommenen Farbbilder von den Teilnehmern unseres letzten Treffens zeigen.

Erste Meldungen I. R. 96

Der Aufruf „Wir rufen die ehemal. Angehörigen des I. R. 96“ in allen drei grenzmärkischen Heimatzeitungen (Netzkeisbrief, Neues Schlochauer und Flatower Kreisblatt, Deutsch Kroner und Schneidemühler Heimatbrief) hat nicht den erwarteten Erfolg gebracht, immernin aber einen Stamm von Meldungen, der hoffentlich weitere nach sich zieht.

Dem Truppenunterrichtsleiter der Heeresfachschule W. Semrau (Studienrat und Major d. R. a. D.) in 45 Osnabrück, Schulstr. 44, folgten die Kameraden August Throl (Stab III), 54 Koblenz, Emil Schüller-Str. 6; Hans Georg Drews (Kdr. I/96), 242 Eutin, Weidenstraße 65; Dipl.-Volkswirt Oberstudienrat a. D. Ludwig Wienkoop (E. Btl. 14. Kp.), 32 Hildesheim, Dörrienstr. 10; Gen.-Agent Allianz-Vers. Gustav Wordelmann (Stab) 2130 Rotenburg, Grafeler Damm 35; Herbert Piehl (12. Komp.), 2 Hamburg 28, Hardenstraße 51/II.; Kurt Manthey (12. Komp.), 8228 Freilassing, Schulstraße 17; Walther K. Nehring (General der Panzertruppe a. D.), 4 Düsseldorf 1, Brehmstr. 32; August Arndt (25-37 Neustettin, Schneidemühl und Deutsch Krone), 4105 Mönchengladbach, Annakirchstr. 211; Gerhard Keding (38-45), 2418 Ratzeburg, Danziger Straße 15, der weiter Ernst Panknin im Ort Moltkestr 11, Karl Wockenfuß im Ort Riemannstr 2. und den früheren Hauptfeldwebel Leo Szabanowski (Stab II und III), 8752 Goldbach, Weberborn 31, namhaft machte.

Ich hoffe, daß die eingeleiteten Verbindungen zur Übernahme einer Patenschaft für die Regimente 149,4 und 196 in der politischen Entwicklung sich verwirklichen lassen und wiederhole meine Bitte um Meldung an Strey, 23 Kiel 1, Wilhelmshavener Straße 6.

Werbt für unsere Heimatzeitung!

Geburtstage Kreis Schlochau

- 89 Jahre alt am 27. Juni Frau Emma Hahn aus Baldenburg. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Elsbeth in 1 Berlin 35, Steinmetzstraße 45 a
- 89 Jahre alt am 18. Juli Frau Amanda Hoffschild aus Hammerstein, Hansfelder Straße. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Willy in 506 Bensberg-Refrath, Scharrenbroichweg 21
- 87 Jahre alt am 8. Juli Ldsm. Otto Venske aus Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 49, Passingstr. 47/49
- 86 Jahre alt am 16. Juni Ldsm. August Manske aus Schlochau, Woltersdorfer Weg 5. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 33 Braunschweig, Kärntenstr. 33
- 83 Jahre alt am 13. Mai Ldsm. Julius Ringsleben aus Schlochau. Jetzt: 454 Lengerich (Westfalen), Auf dem Laar 1
- 80 Jahre alt am 19. Juni Frau Paula Sauer, Ehefrau des verstorbenen Autofuhrunternehmers Gustav Sauer aus Schlochau, Neumarkt. Jetzt: 224 Heide (Holstein), Heimkehrerstr 27 a
- 80 Jahre alt am 21. Juli Frau Friedel Ritgen aus Pr. Friedland. Jetzt: 3251 Kl. Berkel-Ohrberg, Friedrich-Grabbe-Str 45
- 79 Jahre alt am 29. Juni Ldsm. Hermann Wenzel aus Groß-Wittfelde. Jetzt: 1 Berlin 26, Siedlung Roedernallee, Hauptweg 26
- 79 Jahre alt am 16. Juni Frau Emma Fenske geb. Gottschalk aus Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin-Wannsee, Dreilindenstr. 85
- 75 Jahre alt am 16. Juni Fräulein Agathe Goerke aus Firchau. Sie wohnt zusammen mit ihrer Schwester Agnes Goerke in 3401 Sieboldshausen über Göttingen
- 73 Jahre alt am 14. Juli Frau Marie Dahms geb. Heyer aus Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 61, Obentrautstr. 47
- 70 Jahre alt am 25. Juni Ldsm. Albert Hauser aus Baldenburg. Jetzt: X 5373 Oebisfelde, Achterstr. 11
- 70 Jahre alt am 7. Juli Frau Margot Hardtke geb. Taecker aus Stegers. Jetzt: 29 Oldenburg, Wardenburgstr. 28
- 65 Jahre alt am 20. Juni Ldsm. Paul Riebling aus Schlochau, Schloßstraße 9 (Rathaus). Jetzt: 1 Berlin 47 (Buckow), Baldersheimer Weg 72
- 64 Jahre alt am 28. Juni Frau Frieda Henschke geb. Minther aus Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 12, Savignyplatz 12
- 60 Jahre alt am 21. Juni Frau Karla Berndt geb. Bentlin aus Baldenburg. Jetzt: 2 Hamburg 50, Zeißstr. 78, II.

**90 Jahre alt**

wurde am 13. Juni 1969 Ldsm. Karl Kasan, früher Finanzbeamter in Flatow. Jetzt: 87 Würzburg, Friedenstraße 25 (Agnes-Sapper-Heim)

Geburtstage Kreis Flatow

- 85 Jahre alt am 17. Mai Frau Ottilie Sodtke geb. Gutknecht aus Augustendorf, Kr. Flatow. Jetzt: 2 Hamburg-Eidelstedt, Elbgaustr 101a
- 75 Jahre alt am 3. Juli Ldsm. Karl Schulz aus Krojanke Flatow. Jetzt: 609 Rüsselsheim, Platanenstraße 29
- 60 Jahre alt am 19. Juni Frau Emma Kirchner geb. Elgert aus Tarnowke. Zusammen mit ihrem Ehemann grüßt sie hierdurch alle Tarnowker. Jetzt: 2361 Gr. Niendorf über Bad Segeberg
- 60 Jahre alt am 1. Juli Frau Erna Krüger geb. Jahr aus Lanken-Kirschdorf. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann auf eigener Landwirtschaft in 2901 Benthullen über Oldenburg

Konfirmation

Am 1. Juni 1969 wurde Holger Vogler, 325 Hameln, Lemckestr. Nr. 17, konfirmiert. Er ist der Sohn der Eheleute Werner Vogler und Frau Ruth geb. Bahr aus Prützenwalde, Kr. Schlochau.

Bestandenes Examen

Gunter Dueck, Sohn des Landwirts Ulrich Dueck und seiner Ehefrau Gisela geb. Rohrbeck, Enkelkind von Frau Maria Dueck geb. R u t e t z k i aus Pollnitz, Kr. Schlochau, bestand nach der Befreiung von der mündlichen Prüfung am Scharnhorst-Gymnasium zu Hildesheim das Abiturientenexamen. Jetzt: 3201 Großhinstedt über Hildesheim.

Roland Carsten Schulz, Sohn der Eheleute Willy Schulz und Frau Elisabeth geb. Landmesser aus Niesewanz, Kr. Schlochau, bestand am 23. Mai 1969 an der Albert-Schweitzer-Schule (Neusprachliches und mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium für Jungen) in Nienburg (Weser) das Abitur. Er gedenkt Diplom-Volkswirt zu werden. Jetzt: 3071 Linsburg 145 (Kr. Nienburg). — Allen ihren Heimatfreunden sendet die Familie Schulz herzliche Grüße.

40 Jahre verheiratet

Ihr 40jähriges Ehejubiläum begehen am 10. Juli 1969 die Eheleute Gerhard und Hertha Mahlke geb. Anker aus Hammerstein und Neustettin bei bester Gesundheit. Jetzt: 317 Gifhorn, Fischerweg 108

Goldene Hochzeiten

Am 4. Juni 1969: Schmiedemeister Johann Sieg und Frau Valeria aus Groß-Butzig, Kr. Flatow. Jetzt: 439 Gladbeck, Grabenstraße 42

Am 19. Juni 1969: Elektromeister Josef Sobott und Frau Paula aus Krojanke, Markt 24. Ldsm. Sobott kann an diesem Tage auch sein 40jähriges Handwerksjubiläum begehen: Jetzt: 2 Hamburg 61, Oldesloer Straße 133

Am 10. Januar 1969: Schmiedemeister Gottfried Marks und Frau Else geb. Schäfer aus Barkenfelde. Bis zum Jahre 1937 wohnte die Familie in Schildberg (Rittergut). 1938 siedelte sie nach Schneidemühl über. Jetzt: 3251 Copenbrügge, Schloßstraße 30

Es starben fern der Heimat

Frau Dorothea Bergien geb. Beyer, früher Schloßmühle bei Hammerstein am 24. März 1969 im Alter von 57 Jahren. Zuletzt: Forsthaus Lauenberg (Solling).

Bauer Franz Sieg aus Stegers, Schlochau Straße am 24. April 1969 im Alter von fast 80 Jahren. Zuletzt: X 5631 Neustadt (Eichsfeld) über Worbis.

Frau Mathilde Wollschläger geb. Stolpmann aus Eickfier am 28. April 1969 im Alter von 79 Jahren. Zuletzt bei ihrem Sohn Paul in 707 Schwäbisch-Gmünd (Bettringen), Pfarrer-Vogt-Str. 25

Schwester Lucia Rieske aus Kleschin, Kr. Flatow am 7. Mai 1969 im Alter von 87 Jahren. Zuletzt: X 1241 Rauen über Fürstenwalde (Spree) Altersheim Wilhelminenhof.

Frau Hedwig Wollschläger geb. Erdmann aus Flatow, Saarlandstraße am 3. Mai 1969 im Alter von 71 Jahren. Zuletzt: X 27 Schwerin (Meckl.), Rud.-Breitscheid-Straße 5

Bauer Otto Henke aus Baumgarten bei Pottlitz, Kr. Flatow am 31. Mai 1969 im 72. Lebensjahr. Zuletzt: 4504 Georgsmarienhütte, Neuendorfweg 1

Anschriftenänderungen

Maria Saszek geb. Roeding aus Pr. Friedland. Jetzt: 3531 Bühne (Westf.), Siedlung 218 — Gertrud Buchholz geb. Koepp aus Flatow. Jetzt: 5483 Bad Neuenahr, Telegrafstraße 27 — Martha Rosenow geb. Goede aus Tarnowke. Jetzt: 6944 Hemsbach, Hüttenfelder Straße 14

Neubauten in Schneidemühl verändern das Stadtbild

Die Polen müssen der wachsenden Einwohnerzahl Schneidemühls Rechnung tragen. Dazu berichtet die „Gazeta Poznanska“ vom 2. Juni 1969: „In der Schneidemühler Wohnungsbaugesellschaft kann man täglich Besucher und Interessenten antreffen, die in den neuen Wohnblocks wohnen möchten. Um einige Informationen bat unser Reporter, und wir geben gern darüber Auskunft. An drei Wohnblocks für je 50 Familien in jedem Block wird im Augenblick in der Bismarckstraße (polnisch „ul. Buczka“) gearbeitet, voraussichtliche Fertigstellung im 3. oder 4. Quartal 1970.

In der Großen Kirchenstraße wird in diesem Jahr noch ein Block für 180 Familien seiner Bestimmung übergeben. Zur Zeit wird am Plan für 4 elfstöckige Hochhäuser am Sternplatz gearbeitet.

Familien-Anzeigen

Abdruck gegen Berechnung der Unkosten

Die Vermählung unserer Tochter

Christel-Elisabeth

mit Herrn

Rudi Reininger

geben wir hiermit bekannt

Albert Mutz

und Ehefrau Gertrud, geb. Tkazik

7951 Fischbach, den 14. Juni 1969
(Kr. Biberach an der Riss)

Heute ging nach längerem Leiden meine liebe Frau,
unsere gute Schwester, Schwägerin und Tante

Martha Hammer

geb. Steffen

im Alter von 78 Jahren von uns

Im Namen der Hinterbliebenen

Ernst Hammer

Familie A. Bülow

2419 Harmsdorf, den 14. Mai 1969
Früher: Barkenfelde, Kr. Schlochau

Am 4. Mai 1969 verstarb plötzlich und unerwartet meine
liebe Frau, unsere Mutter, Oma, Tante und Schwägerin

Ida Glashagen

geb. Volkmann

im Alter von 66 Jahren

In stiller Trauer:

August Glashagen

Werner Glashagen und Familie

1 Berlin 42, Rixdorfer Straße 161
Früher: Baldenburg

Nach kurzem, schwerem Leiden ging heute zur ewigen
Ruhe mein treuer Lebenskamerad, unser guter, sorgender
Vater, Schwiegervater und Großvater, lieber Bruder,
Schwager und Onkel

Lehrer i. R.

Herbert Seehafer

geb. 24. 6. 1895 gest. 5. 6. 1969

In stiller Trauer:

Hildegard Seehafer geb. Krugel

Ortwin Seehafer

**Hildegund Seehafer geb. Freiin
von Zedlitz und Neukirch**

Ilse-dore Mannes geb. Seehafer

Dr. Gert Mannes

Winfried Seehafer

und drei Enkelkinder

326 Rinteln, Ostertorstraße 18
Früher: Radawitz und Petzin, Kr. Flatow

Weinet nicht, ihr, meine Lieben,
nehmet Abschied, weint nicht mehr!
Hilfe konnt' ich nicht mehr finden,
denn mein Leben war zu schwer.

Gott, der Herr, nahm heute nach langem Leiden, jedoch
plötzlich und unerwartet, unsere liebe Mutter, Schwie-
germutter, Oma und Uroma

Emilie Gall

geb. Schiefelbein

im Alter von 92 Jahren zu sich in sein Reich.

In stiller Trauer:

Herta Böttcher geb. Gall

Gertrude Bechtloff geb. Gall

Alfred Gall und

Frau Berta geb. Schulz

Willy Böttcher und

Frau Elina geb. Gall

Enkel, Urenkel und Verwandte

X 331 Calbe (Saale), Neustadt 24
5 Köln-Poll, Zum Milchmädchen 33, den 12. Mai 1969
Früher: Neu-Grunau, Kr. Flatow

Heute verschied nach schwerer Krankheit im
Alter von 66 Jahren, jedoch immer auf Gene-
sung hoffend, unsere liebe, arbeitsame Schwe-
ster, Schwägerin, Tante und Großtante

Helene Kaminski

geb. Sorgatz

In tiefer Trauer:

Emma Sorgatz

Karl Sorgatz und Frau Käte

und Anverwandte

3143 Bardowick, den 21. Mai 1969
Am Landwehrgraben 4
Früher: Baldenburg in Pommern

Die Trauerfeier fand am Sonnabend, den 24. Mai 1969, um
15.00 Uhr in der Friedhofskapelle zu Bardowick statt.

Nach langer, schwerer Krankheit nahm Gott der Herr am
11. Juni 1969 meinen lieben, treusorgenden Mann, unseren
guten Vater, Opa und Uropa

Ernst Hackbarth

Viehkaufmann

im 76. Lebensjahr zu sich in sein himmlisches Reich.

In stiller Trauer:

Anna Hackbarth geb. Wachholz

Asta Stöckel geb. Hackbarth

Fritz Stöckel

Astrid Reisinger geb. Stöckel

David Reisinger

Alice, Urenkelin

6105 Ober-Ramstadt, Hügelstraße 20
und Indianapolis, USA
Früher: Stegers, Hammerstein und Neustettin

Die Einäscherung fand am 16. Juni 1969 in Darmstadt statt.

Plötzlich und unerwartet entschlief sanft mein lieber Mann,
unser guter Vater

Regierungsamtman a. D.

Rudolf Roggatz

im Alter von 70 Jahren.

In stiller Trauer:

Ruth Roggatz geb. Boy
Detlef Roggatz und Frau Lore
geb. Niemyer
Bodo Roggatz und Frau Herta
geb. Spitzer
Eckhard Roggatz
Luise Boy

3 Hannover-Bornum den 27. Mai 1969
Hudeplan 40 A

Früher: Schlochau, Landratsamt und Mossin

Die Beerdigung fand am Montag, dem 2. Juni 1969, um
13.45 Uhr von der Kapelle des Stöckener Friedhofs aus
statt.

Nach einem langen, schweren, in Geduld er-
tragenen Leiden entschlief am 15. Mai 1969
fern der geliebten Heimat, meine liebe Frau,
unsere treusorgende Mutter, Schwiegermutter,
Oma, Uroma, Schwester, Schwägerin und
Tante

Frau Anna Wrobel

geb. Breitzke

im Alter von 79 Jahren

In tiefer Trauer:

Emil Wrobel, Gatte
Gretel Brunner geb. Wrobel
mit Familie
Lenchen Schüler geb. Wrobel
mit Familie
Fritz Wrobel und Familie

875 Aschaffenburg, den 16. Mai 1969
Merlostraße 2 b
Früher Pollnitz, Kr. Schlochau

Plötzlich und unerwartet verstarb am 8. Mai 1969 mein
lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, lieber
Opa, Bruder, Schwager und Onkel

der Landwirt

August Moderhak

im Alter von 71 Jahren.

In stiller Trauer:

Olga Moderhak geb. Hoffmann
Walter Moderhak und Frau
Christiana geb. Smidt
Gerhard Moderhak und Frau
Inge geb. Jonas
Waltraud Frerichs
geb. Moderhak
nebst Enkelkindern

2956 Warsingfehn-Polder 59
Früher: Dobrin, Kr. Flatow

Gott, der Herr, erlöste meinen geliebten
Mann, unseren herzenguten Vater, Schwie-
gervater, Großvater, meinen lieben Sohn,
Bruder, Schwager und Onkel von seinem
schweren Leiden.

Paul Wobig

22. Februar 1921 2. Juni 1969

In stiller Trauer:

Ursula Wobig geb. Hoffmann
Jutta und Burkhard
Bernd Weinauge und
Frau Renate geb. Wobig
Gertrud Wobig
und alle Angehörigen

221 Itzehoe, den 2. Juni 1969
Normannenweg 16
Früher: Flatow

Die Trauerfeier fand am Donnerstag, dem 5. Juni, um
13.00 Uhr in der Friedhofskapelle Brunnenstraße statt.

Nach schwerer Krankheit, fern der Heimat, verließ uns
heute abend mein lieber Mann, unser guter Vater,
Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Otto Sawallich

* 25. 5. 1892 † 6. 6. 1969
früher Waldau/Pagelkau, Pom.

In stiller Trauer:

Frieda Sawallich geb. Thiede
und alle Angehörigen

311 Uelzen, den 6. Juni 1969
Caspar-Lehmann-Straße 20

Am 10. April 1969 verstarb nach kurzer Krankheit im
Alter von 81 Jahren

Frau Elsa Ueckert

geb. Glaeske

Im Namen aller Angehörigen:
Herbert Ziesmann

3011 Garbsen, Kurze Straße 6
Früher: Lancken, Kr. Flatow

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal
um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezo-
gen 3,— DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 3,— DM. Aus-
landspreis jährlich 15,— DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte
durch den Herausgeber. Ältere Jahrgänge sind zum größten Teil noch lieferbar.
Preis auf Anfrage.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt
beim Herausgeber in 53 Bonn 5, Postfach 5045, bestellt werden. Es hat die
Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste auf Seite 325 eingetragen.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende
Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein.
Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Post-
scheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 5045.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.

Postanschrift: Kreisblatt, 53 Bonn 5, Postfach 5045.

Verlag: Erich Wendtlandt, Bonn, Sandtstraße 32.

**Letzter Einsendetag für die
Ausgabe Juli 1969**

9. Juli